

Volkstimme

Sozialdemokratisches Organ für Magdeburg und Umgegend.

Die Volkstimme erscheint täglich abends mit Ausnahme der Sonn- und Festtage mit dem Datum des folgenden Tages. — Verantwortlicher Redakteur (mit Ausnahme der Beilage Die Neue Welt): Wilhelm Haupt, Magdeburg. Verantwortlich für Inserate: August Haban, Magdeburg. Verlag von Bernhard Harbaum, Magdeburg. Druck von Franz Wessing, Magdeburg. Geschäftsstelle: Jakobstraße 46, Fernsprecher 1887. Redaktion: Gr. Mühlstraße 8, Fernsprecher 961.

Pränumerando zahlbarer Abonnementspreis: Vierteljährlich (inkl. Frangobrief) 2 Mk. 25 Pf., monatlich 80 Pf. Der Preisband in Deutschland monatlich 1 Exemplar 1.70 Mk., 2 Exemplar 2.90 Mk. In der Expedition und den Ausgabestellen vierteljährlich 2 Mk., monatlich 70 Pf. Bei den Postanstalten 2.60 Mk. Postgebühren. Einzelne Nummern (einschl. der Monatsbeilage, sowie der Sonntagsbeilage Die Neue Welt) 10 Pf. Anfertigungsgebühr die fünfgepaltene Beilage 15 Pf. Vollzeitungsliste Nr. 7928

Nr. 144.

Magdeburg, Sonntag, den 24. Juni 1900.

II. Jahrgang.

Die heutige Nummer umfaßt 10 Seiten. Außerdem liegt bei die illustrierte Sonntagsbeilage Die Neue Welt Nr. 25.

Unsere Presse.

Heute feiert man in der ganzen Welt den fünfhundertsten Jahrestag der Geburt Gutenbergs, jenes Mannes, der durch die Erfindung der Buchdruckerkunst Unendliches geleistet hat für die Kultivierung der Menschheit — für ihre geistige und leibliche Wohlfahrt. Ohne den Buchdruck, der das geschriebene und gesprochene Wort millionenfach vervielfältigt unter die Menschheit streut, ist die Kulturwelt nicht denkbar. Und die Tagespresse in ihrer riesigen Entfaltung ist besonders unter den Kindern der Buchdruckerkunst dasjenige, das die hohe Bedeutung der genialen Erfindung erst so recht würdigen läßt.

Die Tagespresse zeigt die höchste technische Entwicklung in der Stillung des modernen Hungers nach schnellem und ausgiebigen Ideenaustausch. Aber die Tagespresse erfüllt diese Aufgabe nur zum geringsten Teile uneigennützig. Die Presse ist im Klassenstaat zum Werkzeug bestimmter Klassen, bestimmter Interessentkreise geworden. In der kapitalistischen Presse ist die nichtsozialdemokratische Presse ein kapitalistisches Instrument geworden, mit dem die Wahrheit im kapitalistischen Sinne verfälscht und umgemünzt wird.

Vor nahezu 40 Jahren fällt unser Ferdinand Lassalle über die regierungskapitalistische Presse folgendes herbe Urteil:

„Die ganze Reihe persönlicher Konfessionen, die die Zeitungs-schreiber rein um ihres Geschäftes willen der Regierung machten, konnten sie natürlich nicht als solche eingestehen. . . . Blieb also nichts übrig, als diese rein geschäftlichen Konfessionen als eben so viele neue Standpunkte des allgemeinen Geistes dem Volke vorzudemonstrieren und aufzubringen, sie als Entwicklungen und heilsame Kompromisse des Volkslebens darzustellen und so den Volksgeist selbst bis auf den Grad zu entmannen und zu verewässern, der für die Fortsetzung des lukrativen Zeitungsgeschäftes erforderlich war. . . . Wenn jemand Geld verdienen will, so mag er Cotton fabrizieren, oder Luche, oder auf der Börse spielen. Aber daß man um schnöden Gewinnes willen alle Brunnen des Volksgeistes vergiftet und dem Volke den geistigen Tod täglich aus tausend Röhren kredenzet — es ist das höchste Verbrechen, das ich fassen kann! . . . Ich nehme, die Seele voll Trauer, keinen Anstand zu sagen: wenn nicht eine totale Umwandlung unserer Presse eintritt, wenn diese Zeitungs-presse noch fünfzig Jahre so fortwaltet, so muß unser Volksgeist verderbt und zu Grunde gerichtet sein bis in seine Tiefen! Denn Ihr begreift, wenn Tausende von Zeitungsschreibern, diese heutigen Lehrer des Volkes, mit hunderttausend Stimmen täglich ihre stupide Unwissenheit, ihre Gewissenlosigkeit, ihren Eumuchenhaft gegen alles Wahre und Große in Politik, Kunst und Wissenschaft dem Volke einhauchen, dem Volke, das gläubig und vertrauensvoll nach diesem Gifte greift, weil es geistige Stärkung aus demselben zu schöpfen glaubt, nun, so muß dieser Volksgeist zu Grunde gehen und wäre er noch dreimal so herrlich!“

„Halten Sie fest, mit glühender Seele fest an dem Lösungswort, das ich Ihnen zuschleudere: **Satz und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse!** Es ist das eine kühne Lösung, ausgegeben von einem Manne gegen das tausend-armige Infinitiv der Zeitungen! Aber so wahr Sie leidenschaftlich und gierig an meinen Lippen hängen, und so wahr meine Seele in reiner Begeisterung erzittert, indem sie in die Thüre überströmt, so wahr durchzuckt mich die Gewissheit: der Augenblick wird kommen, wo wir den Blüth werfen, der diese Presse in ewige Nacht begräbt!“

Die fünfzig Jahre Frist bis zum Verderb der Volksseele durch die kapitalistische Presse sind bald verstrichen, es ist aber nicht gelungen, den Volksgeist zu Grunde zu richten. Zwar ist keine totale Umwandlung eingetreten — auf die bürgerliche Presse trifft noch Wort für Wort die Lassalle'sche Kritik zu — aber die Arbeiterpresse hat durch ihr unerschrockenes Auftreten das Schlimmste abgewendet.

Die Wahrheit und Gerechtigkeit, die in der Regierungs-, in der bürgerlichen Partei- und in der sogenannten unparteiischen Presse mißhandelt werden, sie finden in der Arbeiterpresse eine schützende Statt!

Und deshalb, Arbeiter, Sozialdemokraten, Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit, unterstützt die Arbeiterpresse im Kampfe gegen Fälschung, Lüge und Korruption. **Hinaus aus den**

Wohnungen mit den geistigen Fälschungen und dafür eine Zeitung gelesen, die unerschrocken Front macht gegen Unrecht, Unwahrheit und Bedrückung!

Laßt kein Arbeiter den Gedenktag Gutenbergs vorübergehen, ohne für das Organ des arbeitenden Volkes, die

Volkstimme,

mindestens einen neuen Abonnenten gewonnen zu haben. Je größer die Verbreitung Eures Blattes, um so größer ist auch dessen Einfluß. Je größer die Abonnentenzahl, um so mehr kann Euer Blatt inhaltlich bieten.

An die Arbeit, Parteigenossen! Schärft Eure beste Waffe, die Presse, indem Ihr neue Abonnenten werbt. —

Zur 500jährigen Gutenbergfeier.

Zum Gedenktage Gutenbergs sammeln sich in diesen Tagen die Kulturnationen, um ihren Hohn der Verehrung und Dankbarkeit jenem Manne zu entrichten, dem die Welt die licht- und freiheitspendende Erfindung des Buchdrucks dankt. In Mainz, der Geburtsstadt des Entdeckers, feiert man sein Andenken mit Festvorstellungen, Festzügen, Festessen, mit viel Prunk und Flitter; an anderen Orten, so auch in Magdeburg, hat man sich mit einer ernsteren, würdigeren Feier begnügt. Und wir müssen sagen, daß uns die Bescheidenheit der hiesigen Festvorkehrungen der Sache am besten zu entsprechen scheint. Die aufrichtigen Verehrer des Revolutionärs Gutenberg,

Der die Wahrheit ans Licht gebracht, Und Pfaffenrüg zu schanden gemacht, werden nämlich durch die 500jährige Gedenkfeier seines Geburtstages zu nichts weniger angeregt als zu prunkvollen Veranstaltungen mit viel Flitter und Gepränge.

Wer im Geiste des Erfinders der Buchdruckerkunst mit ihren Niesenumwälzungen im Geistesleben aller Völker weiter arbeiten will, der demonstriert wohl mit, aber er wendet sich dann erstem Thun zu. Die Buchdruckerkunst, welche an Stelle langwieriger, teurer Schriftvervielfältigung, die nur die Ausgewählten nützte, die gewaltige Demokratisierung der Litteratur setzte, auf der ein gut Teil unserer heutigen Kultur beruht, hat mit dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht und der Versammlungs- und Vereinsfreiheit etwas gemeinsam. Alle diese drei Dinge werden vorläufig ebenso sehr zur Volksverdummung und zu volksfeindlichen Unternehmungen von den Rückwärtlern ausgenutzt, wie zur Volksaufklärung und Volkswohlfahrt von den vorwärts Drängenden. Das ist nun einmal die Eigenschaft aller großen Menschheitserrungenschaften, daß sie durch ihnen feindliche Mächte auch gegen sich selbst verwendet werden können. Der Kapitalismus weiß heute durch eine feile Presse, durch gedruckte schwarze Listen seiner „rebellischen“ Arbeiter so gut zu seinen Sonderzwecken von der schwarzen Kunst Gebrauch zu machen, wie die moderne Arbeiterbewegung ohne die 25 Weisoldaten des Seklastens sicher noch nicht ihre heutige Höhe erreicht hätte. Und die Verdummungserzeugnisse der Buchdruckerkunst sind heute zu einer größeren Masse und Mannigfaltigkeit als jemals angeschwollen. Deshalb mahnt die Gutenbergfeier den vorwärts denkenden Verehrer des Meisters zu erstem Thun. Er muß sich zum Fest geloben, das Doppelte seiner Kräfte dafür einzusetzen, daß der volksfreundliche Gebrauch der herrlichen Buchdruckerkunst in freiem Wettbewerb den volksfeindlichen recht bald überwiege, und das kann er nur, wenn er tapfer mit Front macht gegen den Kapitalismus, der die Letztern noch beherrscht. Je weniger ihm die offiziellen Festredner dies sagen werden, desto mehr muß er es thun. Das Revolutionäre, was jeder Technik innewohnt, auch der Druckertechnik, thut das übrige. Sie zwingt selbst die schwärzesten Blätter zu modernen Einrichtungen im Betrieb, in der Zeitungsform und im Zeitungsinhalt und gräbt so den dunklen Mächten mit das Grab.

Deshalb grüßen wir heute den Umstürzler Gutenberg zur 500jährigen Feier seines Geburtstages gerade auch als

Sozialisten getrost und hoffnungsfreudig mit dem Wunsche: „Wie deine Kunst, verklärter Meister, seit Jahrhunderten die Welt belehrt, erfreut, beleuchtet, wie sie des Weisen Lehre, des Forschers Entdeckung, des Dichters Schöpfung, der Völker Gesetze und Recht, des Tages Geschehnisse über den Erdbreis trägt, so möge sie auch unter uns und bei den spätesten Geschlechtern blühen und hochgehalten werden, nie von der Blige entweiht, nie von der Gemeinheit entwürdig, nie von knechtischer Furcht gefesselt, allezeit eine Priesterin der Wahrheit, der Schönheit, der Freiheit!“ —

Politische Tagesrundschau.

Deutschland.

In welchen Widersprüchen sich die politische Aktion unserer Regierung bewegt, beweist wiederum der Umstand, daß einerseits ein Feldzug gegen das Polentum in Aussicht steht, andererseits aber das preussische Staatsministerium Maßnahmen getroffen hat, um russische und polnische Arbeiter aus dem Auslande mehr als bisher nach Preußen heranzuziehen. Die Saisonarbeiter aus Rußland werden fortan am 1. Februar über die Grenze gelassen und dürfen bis zum 20. Dezember in Preußen bleiben. Nachdem aber müssen sie sechs Wochen wieder über die Grenze in ihre Heimat. Herr Schweinburg aus Mähren meint in den Berliner Politischen Nachrichten: „Dadurch, daß auf diese Weise die fremden Arbeiter Weihnachten und Neujahr in ihrer Heimat zu erleben und sich daselbst sechs Wochen aufzuhalten genötigt werden, bleiben sie dort festgenagelt und sich voll bewusst, daß sie nicht nach Preußen gehören, sondern dort nur zu weitgehender Beschäftigung zugelassen sind.“ Aber der Zeitraum vom 20. Dezember bis 1. Februar reicht für diesen Zweck eben nur noch knapp aus, stelle also „die äußerste, mit den nationalen Interessen noch vereinbare Konzession an die Wünsche der Landwirtschaft dar.“ Nur in Herrn Schweinburgs Kopfe reimen sich diese Wunderbarkeiten, in anderen nicht. —

Zur Flottenvermehrung läßt die chinesische Ereignis publizistisch ausbeuten — Herr Krupp, der bei Schiffsbauten und Schiffsausrüstungen in Punkto des Profits am meisten Interessierte. In den zur Wahrnehmung seiner Interessen von ihm angekauften Berliner Neuesten Nachrichten veranlaßt er unter Hinweis auf die Vorgänge in China für die Auslandschiffe die Forderung eines Linienschwabers, zum mindesten einer Liniendivision. — In unserem Artikel in der Beilage haben wir die sachliche Unsinngigkeit dieser Forderung dargethan. Und wenn 100 deutsche Panzerschiffe den Boden des chinesischen Ufers durch Granaten aufwühlten, so würden wir noch keinen Fußbreit Boden in China erlangen. Lediglich im Lande wird die Entscheidung erfolgen, dahinein können aber die Panzertolosse doch nicht bringen und zum Truppentransport sind sie nicht eingerichtet, ganz abgesehen davon, daß der deutsche Soldat meistens untauglich ist, länger den klimatischen Verhältnissen in China ausgesetzt zu sein. Aber Herr Krupp liegt es ja weniger an Deutschlands Ehre. Seine Profitgucht ist lediglich durch das letzte Flottengesetz noch nicht befriedigt.

Vom Deutschen Flottenverein ist wieder ein herrliches Ereignis zu verzeichnen: Herr Fabrikbesitzer Strohschein, der bekannte Gründer des ehemaligen „Deutschen Flottenvereins“ und Gegner des früheren Sekretärs Herrn Schweinburg, ist, wie das amtliche Organ des Deutschen Flottenvereins „Die Flotte“ meldet, in Ansehung seiner Verdienste um die Stärkung des deutschen Flottengedankens durch Präsidialbeschluß in den Vorstand des Deutschen Flottenvereins zugewählt worden. So finden sie sich allmählich alle zusammen, diese „verdienten Männer“ — verdient um Krupp, Stumm usw. — wenn auch nach einigen gegenseitigen Anpöbelungen. Sie haben sich aber mit diesen gegenseitig der Beweis gegeben, daß sie für die jedes idealen Momentes bare Politik des trachenden Kapitalismus vortrefflich geeignete Preisfechter sind. —

Nachrichten aus dem Auslande.

Muravjews Nachfolger wird einem Petersburger Telegramm zufolge Graf Lambsdorf sein. In London ruft diese Wahl des Zaren lebhafteste Besorgnisse hervor. Dort hält man Lambsdorf für einen sehr unternehmenden Politiker und die Gelegenheit für einen solchen ist ja im Augenblick besonders verlockend. —

Krieg mit China

wollen die Mächte immer noch nicht führen, sondern, wie die gestern bereits mitgeteilte Admiralsproklamation beweist, nur mit den Boxern. Dabei haben es die Truppen der Mächte nicht nur mit diesen irregulären bewaffneten Volkshaufen zu thun, sondern auch mit dem regulären chinesischen Militär haben sie zu kämpfen. Das zeigte der Strauß bei Taku, das wiederholt sich jetzt vor Tientsin. Aber die Mächte beschließen wohl von einer formellen Kriegserklärung die Erhebung des ganzen Volkes, welche niederzuwerfen kaum oder nur mit der allergrößten Mühe möglich sein würde. Offenbar ist man sich aber auch in den maßgebenden chinesischen Kreisen nicht einig. Die chinesische Presse in Schanghai behauptet im Einklang mit früheren Nachrichten, in der Mandchupartei seien ernste Zwistigkeiten ausgebrochen. Im Palaste zu Peking herrsche Verwirrung. Die Kaiserin-Konigin schickte sich an zu fliehen. Prinz Kuangshun und Kumqi seien entchiedene Widersacher Jungfus und der Gemäßigten, welche dem Throne raten, die fremden Mächte zu versöhnen. Die meisten dieser in der chinesischen Presse auftauchenden Gerüchte sind dem Deutschen Bureau zufolge, Meldungen der chinesischen Provinzialbeamten entnommen.

Eine Ausdehnung der Unruhen scheint nach den neuesten Nachrichten nicht stattgefunden zu haben. Eine Besserung der Lage an den bedrohten Punkten allerdings nicht. Von Peking fehlen nach wie vor jede genauere Nachrichten. Wenn der französische Minister Delcassé in der Kammer erklärt hat, eine Mitteilung aus Peking besage, dort sei alles unverändert, so kann er keine amtliche kontrollierbare Kunde empfangen haben, sondern auch an ihn ist nur ein Gerücht weitergegeben worden. Alle Nachrichten aus Taku, Tientsin und Peking müssen infolge der Zerstörung der Telegraphenverbindungen durch Dampf- und 250 Meilen weit nach Tschifu, meistens von Wei-hai-wei, zur telegraphischen Uebermittlung überbracht werden. Dabei ist es äußerst verwunderlich, daß eine einzelne Person nach Deutschland telegraphieren kann. Die Wefeler Zeitung meldet: „Hiesige Verwandte des Korvettenkapitäns Hans, Kommandanten des Kanonenbootes „Alis“, erhielten heute folgende Depesche, datiert Tschifu, 21. Juni, 7 Uhr 10 Minuten nachmittags: „Wefelnden gut. Wilhelm.“ Das ist ja ganz schön, aber man darf fragen: Warum ist eine amtliche Depesche über die anderen verwundeten Deutschen noch nicht ausgegeben? Ob ihrer viel mehr sind, als erst amtlich angegeben wurde? Aus Tschifu meldet Reuters Bureau vom Donnerstag mit der Bemerkung, daß aus Peking seit vierzehn Tagen keine Nachrichten vorliegen: Ein unbestätigtes Gerücht besage, Admiral Seymour sei gezwungen worden, nach Tientsin zurückzukehren. kaum weniger bedenklich als in Peking. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Stadt in den Händen der Boxer ist. Ueber das Schicksal der Fremdenniederlassung gehen die Nachrichten auseinander. Nach einem Telegramm des amerikanischen Admirals Kempf vom Donnerstag sind das amerikanische Konsulat und ein großer Teil der Fremdenkonzeptionen zum Teil zerstört. Eine Hilfstruppe, darunter 180 amerikanische Soldaten, gehen nach Tientsin ab. Nach einer Schanghaier Meldung des Londoner Daily Express vom Donnerstag wurde Tientsin am Freitag vor acht Tagen von zwei Seiten von Boxerbanden angegriffen. Dieselben besetzten zunächst die Eingeborenenstadt an zwölf Stellen und rückten dann gegen die Fremdenniederlassung vor. Die Eisenbahnstation war von einer russischen Truppenabteilung von 2000 Mann mit 10 Geschützen besetzt. Als die Boxer dort ankamen, gaben die Russen hintereinander 50 Salven ab. Ihr Feuer scheint den Boxern unerwartet gekommen zu sein; es richtete ein großes Blutbad an; etwa 800 Boxer wurden getötet, 200 verwundet. Nach der Times richteten die Boxer am Freitag voriger Woche in Tientsin in der Eingeborenenstadt große Verheerungen an. Die fremden Truppen erwiesen sich stark genug, die Fremdenniederlassung zu schützen. Nach einer amtlichen japanischen Meldung aus Tschifu sind jedoch am Dienstag die Fremdenniederlassungen in Tientsin durch Feuer zerstört worden.

Am Freitag ist aus Tientsin in Schanghai die Nachricht eingetroffen, daß reguläre chinesische Truppen die Stadt bombardieren und die dortige Lage sehr kritisch ist.

Der britische Admiral Bruce meldet aus Taku in einem Telegramm ohne Datum: Die verbündeten Truppen halten die Takuforts und Tongtu sicher besetzt und werden zum Entsatz der Europäer in Tientsin berufen, sobald sie in genügender Stärke sind. Morgen werden Truppen aus Hongkong und übermorgen 300 Mann aus Wei-hai-wei erwartet. Man glaubt hier in Taku, daß der Kampf rund um Tientsin fortbauert. Die englische Schutztruppe in Tientsin mußte etwa 3000 Mann stark sein.

Die beiden deutschen Seebataillone werden, wie schon gemeldet, am nächsten Dienstag mittag von Wilhelmshaven aus in Gegenwart des Kaisers ihre Fahrt nach Ostasien antreten. Die beiden Dampfer „Wittelskind“ und „Frankfurt“ werden bereits am Sonntag in Wilhelmshaven ladebereit sein. Der Transport der Marineinfanterie wird derart formiert, daß jedem Seebataillon für die Operationen im Gelände eine Feldbatterie, Pionier- und Handwerkerabteilung zugeteilt werden. Sämtliche Leute beider Bataillone werden mit Tropenhelmen und Kasken ausgerüstet. Die schnelle Beschaffung dieser Ausrüstung, die in dem erforderlichen Umfange natürlich nicht vorliegen, erfordert noch mancherlei Anstrengungen. So müssen zum Beispiel allein 1000 Tropenhelme in wenigen Tagen angefertigt werden. Wilhelm II. ließ sich am Donnerstag in Kiel beim Besuch des nach China bestimmten Kanonenbootes „Luchs“ mit der versammelten Mannschaft fotografieren und sagte dann in seiner Ansprache etwa: „Es sei meine Absicht gewesen, den „Luchs“ nach Amerika zu senden, doch hätten die Wirren in China den Entschluß geändert. Dort kämpfe bereits ein Schwestereschiff „Alis“. Er hoffe, daß die Besatzung pflichtgetreu auf

ihrem Posten sein werde zur Ehre Deutschlands und Gottes, der der guten Sache seinen Geistand leihe.“ Der Abgang des „Luchs“ verzögert sich infolge einer Maschinenabänderung um etwa eine Woche.

Aus Rußland wurden am Donnerstag 6000 Mann und acht Batterien von Odessa nach China eingeschifft. Japan hat, wie die Daily Mail aus Yokohama vom Donnerstag meldet, bereits 15 Transportschiffe gechartert; 4 Kriegsschiffe gehen nach China ab, zwölf andere seien in Bereitschaft. Dieselben werden wahrscheinlich nach Formosa gesandt, von wo aus man die Hand auf die Provinz Fokien legen kann. Es werden im ganzen 18 Kriegsschiffe mobilisiert. 22 Schiffe des stehenden japanischen Geschwaders sind in Saichu versammelt.

Die großen Rüstungen aller beteiligten Mächte zeigen deutlich, daß man sich auf einen langen und schweren Krieg gefaßt macht. Wie groß der Widerspruch der Haltung der Mächte ist, geht auch aus der Mitteilung hervor, daß dieselben sich in ihrer Aktion auf drei Punkte geeinigt haben: Erstens Entsehung von Tientsin und Peking; zweitens Erlangung von Genugthuung für die stattgefundene schwere Verletzung europäischer Interessen und drittens Schaffung von Garantien gegen die Wiederholung ähnlicher Vorgänge für die Zukunft. Auf die weitere Haltung der Mächte werde es namentlich von Einfluß sein, was inzwischen in Peking sich ereignet habe. Man verfährt also einstuftweise, als ob die Regierung in Peking gar nicht existiere, führt den Krieg gegen das gegen die Fremden sich erhebende Volk, und nach siegreicher Beendigung des Krieges die Regierung für alles Geschehene verantwortlich zu machen. Wenn man die Regierung für verantwortlich hält, so sollte man ihr doch bereits jetzt diese Verantwortlichkeit aufbürden und die Konsequenzen daraus ziehen, das heißt nach dem Brauche des Völkerrechts den Krieg gegen China erklären. Das vermeidet man aber geschehenlich, man behandelt China als „wildes Land“, als herrenloses Gut, dem gegenüber die Macht das Recht ersehen muß.

Als letzte Nachricht ist zu verzeichnen: Vom Chef des deutschen Kreuzergeschwaders sind aus Taku folgende Meldungen am Freitag abend in Berlin eingegangen:

1. vom 20. abends:
Aus Tientsin hier angekommenen französischer Offizier hat gemeldet, Tientsin seit drei Tagen von chinesischen Truppen besessen. Die Munition sei knapp.
2. vom 21. nachmittags:

S. M. S. „Trene“ mit 240 Seesoldaten angekommen. Haben sofort Vormarsch begonnen, zusammen mit 880 Engländern und 1500 Russen (Infanterie und Artillerie), um Tientsin zu entsetzen. Eisenbahnkörper von Taku bis 15 Kilometer von Tientsin ist im Stande.

Von Peking und dort hingeschickten Truppen noch keine weiteren Nachrichten.

Den Verwundeten geht es befriedigend. Im englischen Unterhause bestätigte Brodrick das Fehlen der Meldungen aus Peking, sowie über die Kämpfe von Tientsin. Am 17. d. Mis., sagte er sodann, beschossen die Chinesen die Fremdenniederlassung. Eine aus 175 Mann bestehende gemischte Truppe, die sich aus Oesterreichern, Engländern, Deutschen und Italienern zusammensetzte, griff die chinesische Militärschule an, zerstörte die dortigen Geschütze, übete die Verteidiger der Schule und brannte diese samt den dort befindlichen beträchtlichen Schießvorräten nieder. Außerdem machten sich hierbei die Russen, die 4 Feldgeschütze hatten, besonders verdient. Die Verluste betragen: 1 Engländer tot, 5 verwundet; 1 Deutscher tot; 2 Italiener verwundet; 7 Russen tot, 5 verwundet. Während der Nacht des 17. Juni versuchten die Chinesen sich der Schiffbrücke zu bemächtigen, wurden aber mit Verlusten zurückgeschlagen; unter diesen soll sich ein General befinden. Ferner drachte der britische Contre-Admiral in Taku gestern abend, daß von einem Käufer neue Nachrichten aus Tientsin vom 20. d. eingegangen seien, die besagten, daß ein Kampf im Gange sei und Verstärkungen nötig seien. Schließlich ist uns vom Kontreadmiral in Taku folgende, von gestern abend datierte Drahtung zugegangen: Ich hoffe, daß Tientsin vielleicht heute nacht entsetzt wird. Vom Oberkommandierenden liegt keine Nachricht vor. Die britische Regierung habe Vorkehrungen getroffen, die Streitkräfte, welche bereits Marschordre nach China erhalten haben, sehr beträchtlich zu ergänzen.

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz.

Lord Roberts hat folgende Erfolge erzielt: 1. einen Sieg bei Pretoria nach zweitägigem schweren Ringen mit den nur schrittweise weichenden Buren; 2. einen Erfolg in einem Nachhütgefecht bei Bronkhorst Spruit durch Umgehung der Buren; 3. einen weiteren Sieg bei Donkerbrook, wo die Buren aus ihren Schanzen in der Länge von 20 Meilen geworfen wurden; 4. die jetzt wohl schon hergestellte, jedenfalls durch General Hamiltons Kavallerie angebahnte Verbindung mit Buller zur Verhinderung einer etwaigen weiteren gemeinsamen Aktion der Transvaal- und Orange-buren. Bullers Vorrücken erfolgte ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen. Das Geschick der Buren geht reißend bergab.

Nachrichten aus Magdeburg.

— Gutenbergfeier. Dem großen Entdecker der Buchdruckerkunst, deren Bedeutung für die Geschichte der Menschheit wir an anderer Stelle gewürdigt haben, wird die Arbeiterschaft Magdeburgs bei der Gutenbergfeier im „Auisenpark“ den Zoll schuldiger Ehre und Dankbarkeit entrichten. Wir hoffen, daß die Feier einen Verlauf nimmt, welcher der Bedeutung des Tages entspricht. Damit sind aber unsere Wünsche noch nicht erschöpft. Wer unter unseren Lesern wirken will im Geiste Gutenbergs, der lasse es nicht bei platonischen Liebesäußerungen bewenden, sondern zeige durch die That, daß er die Bedeutung

der Buchdruckerkunst wohl erfaßt hat. Wenn es jemals eine Erfindung gab, die Segen und Fortschritt verbreitete, aber auch in der schamlosesten Weise prostituiert wurde, dann ist es die Buchdruckerkunst. Zug und Trug, Verleumdung und Hinterlist, kurz, alle schmerzlichen Dämonen machten sich breit in den Spalten der gesinnungslosigen und parteilosen Presse, und mußten dazu dienen, dem vorwärtsstrebenden Proletariat Hindernisse zu bereiten. Das ist die prostituierte Buchdruckerkunst im Kampfe mit dem Fortschritt, der Wahrheit und der Freiheit. Dieser großen „S... von Babylon“, wie Vassalle einmal die seltsame, charakterlose Presse nannte, müssen wir erst den Einfluß entziehen, soll das Panter des Fortschritts den Sieg erringen über Niederkraft und Heuchelei. Das Verhältnis der bürgerlichen und proletarischen Presse ist auch zugleich das Verhältnis zwischen Fortschritt und Stillstand, zwischen Wahrheit und Niederkraft. Wo die erstere vorwärts schreitet, da muß auch zugleich der Sieg des Fortschritts und der Wahrheit näher rücken. Das mögen die Arbeiter nicht vergessen und die Gutenbergfeier dazu benutzen, um die proletarische Presse zu stärken durch Anwerbung neuer Abonnenten. Jeder neue Abonnent, der zum 1. Juli der Volksstimme zugesagt wird, ist ein Streiter mehr, stärkt die Position der freien Presse im Kampfe gegen die reaktionäre, volksfeindliche oder parteilose, Indolenz fördernde Presse und rückt den Tag näher, an welchem Freiheit und Gerechtigkeit triumphieren wird über Barbarei und Unkultur. In diesem Sinne zu wirken ist die beste Schulbildung, welche man dem Genus erteilen kann, dessen Erlangung den Siegeslauf der Wissenschaft und der Kultur angebahnt hat, den fortzuführen die Aufgabe der Sozialdemokratie ist.

— Die nächste Stadtverordnetenversammlung findet am 28. Juni statt. So lesen wir in der Magdeburgerischen Zeitung und ihrem Ableger, dem Central-Anzeiger. Weiter wird darauf die Mitteilung gemacht, daß eine Vorlage, die Verbilligung von mehreren tausend Mark betreffend, zu den Unkosten des Stadttheaters in die geheime Sitzung verwiesen worden sei. Wir sind gewiß die letzten, welche den geheimen Stadtverordnetenversammlungen, welche wir für einen Unfug halten, das Wort reden wollen. Es ist uns deshalb auch ganz gleichgültig, ob aus diesen Sitzungen etwas mitgeteilt wird oder nicht. Feststellen wollen wir aber, daß gerade die Magdeburgerische Zeitung, die sonst als magistratsfähig gilt, von einer geheimen Vorlage, die ihr nur durch einen Vertrauensbruch zugänglich gemacht werden konnte, Mitteilungen in die Öffentlichkeit gelangen ließ. Wir werden uns das merken für den Fall, daß das Blatt wieder einmal die Veröffentlichung geheimer Erlasse seitens der Sozialdemokratie verurteilt. Uebrigens soll die Absicht bestehen, die Angelegenheit im Stadtverordnetenkollegium zur Sprache zu bringen. Man geht wohl nicht sehr in der Annahme, daß der ganzen Veröffentlichung die Absicht zu Grunde liegt, gegen die Magistratsvorberuung Stimmung zu machen. Der Magistrat würde daher gut daran thun, die Angelegenheit in die öffentliche Sitzung zu verweisen, damit die Bürgererschaft sich selbst ein Urteil bilden kann darüber, ob die Vorlage notwendig ist oder nicht.

— Zur Rohrbewegung der Metallarbeiter. Zum Besuch einer Versammlung, in der die Antwort der Metallindustriellen auf die Forderungen der Arbeiter bekannt gegeben werden soll, ladet ein Flugblatt ein, welches heute, Sonnabend, morgen in einer Auflage von 15000 Stück vor sämtlichen Fabriken der Metallindustrie verbreitet worden ist. Diese Antwort wird darüber Gewißheit geben, ob die Arbeitgeber zu friedlichen Verhandlungen geneigt sind, oder ob sie den Krieg wollen. Die Versammlung ist von besonderer Bedeutung, so daß erwartet werden kann, daß die Metallarbeiter aller Berufe und Organisationen sich am Montag abend gleich nach Schluß der Arbeit im „Auisenpark“, Spielgartenstraße 1c, einfinden werden.

— Baseballspiel. In der Nacht von Donnerstag auf Freitag ist in den Anlagen dicht hinter der Strombrücke, gegenüber der Citadelle, eine der ausgefeiltesten Fußballmannschaften aus ihrer Festigung herausgerissen und über das Eisengeländer des Flais auf das Vorland des Strombettes hinabgeworfen worden. Auch die zweite dort stehende Bank ließ erkennen, daß ihr dasselbe Schicksal zugebracht war, denn sie war ebenfalls in ihren Befestigungen gelodert. Die Thäter sind bisher nicht ermittelt.

— Von einem Radfahrer umgefahren wurde am Freitag abend gegen 7 Uhr auf dem Breite Weg, in der Nähe der Georgenstraße, eine ältere Frau. Passanten nahmen sich der Verunglückten, die am Kopf stark blutete, an und brachten sie aus dem Bereich des Verkehrs. Ob den Radfahrer in diesem Falle eine Schuld trifft, wird die Untersuchung ergeben. Ein Schuhmann, der den Hatzbestand aufnahm, stellte zugleich auch die Personalien des Unfallopfers fest. Da der Verkehr an jener Stelle, besonders bei Markttagen, sehr stark ist, möchten wir die Radfahrer in ihrem eigenen Interesse ersuchen, an dem Knotenpunkt Große Münzstraße, Breite Weg und Alte Markt lieber abzuhalten und das Fahrrad zu führen, ehe sie Gefahr laufen, sich einer empfindlichen Strafe auszuliefern. Polizei und Gerichte gehen bekanntlich in letzter Zeit nur mit sehr schweren Strafen gegen Unfug verübende Radfahrer vor.

— Von der Pferdelotterie. Der erste Hauptgewinn ist nach Weisdorf im Harz gefallen. Den zweiten Hauptgewinn machte ein Rutscher Müller von hier, während der vierte nach Maßdorf bei Köthen gekommen ist; der Gewinner des letzteren ist ein Tischlergeselle, der sein Los bereits verloren hatte, am Tage darauf aus Leipzig wieder in dessen Besitz gelangte. Die Ausgäbe der Gewinne findet vom Sonnabend ab vormittags von 9—12 Uhr und nachmittags von 3 bis 5 Uhr in der Geschäftsstelle des Magdeburger Vereins für Landwirtschaft, Kaiserstraße 86, statt.

— Gefordern im Sudenburger Krankenhaus ist am Freitag vormittag der 8jährige Knabe Otto Freyholzt. Derselbe war beim Spielen vor dem elterlichen Hause in der Leipziger Straße am Donnerstag von einer Droschke überfahren worden. Der Droschkefahrer hat darauf den Kleinen sofort nach dem Krankenhaus überführt, wo er nunmehr den erlittenen Verletzungen erlegen ist.

Provinz und Umgegend.

— Aken. Ein selten vorkommendes Schauspiel mit anzusehen, hatte sich am Sonnabend vormittag eine große Menge Schaulustiger auf dem Elbebeim beim Fährhause eingefunden, und selbst die Schuten waren von ihren Fahrern hinausgeschifft. Während nämlich der größte Teil der zwei Schwabronen vom 12. Infanterieregiment, die hier Quartier nahmen, mit der Fähre herübergeholt wurden, mußte auch eine große Anzahl Pferde die Elbe durchschwimmen. Um dieses Schauspiel wegen versäumten die Lehrer mit ihren Kindern den Unterricht!

— Gr.-Ottersleben. Zum Ausfall der Gemeindevertreterwahl wird uns noch mitgeteilt, daß der Wahlakt nur von 2 1/2 bis 4 1/2 Uhr dauerte. Die Arbeiter arbeiteten alle bis 4 Uhr, sie hatten dann noch eine Stunde zu gehen, konnten daher vor 5 Uhr nicht im Wahllokal anwesend sein. Sie fanden aber die Wahlhandlung schon geschlossen, weil der Amtsvorsteher eine Zwischenpause, in welcher gerade niemand im Wahllokale anwesend war, dazu benutzte, um die Wahlhandlung für geschlossen zu erklären. Die circa 20 Lehrer und die verschiedenen Beamten gaben alle ihre Stimmen für den Ordnungskandidaten ab und entschieden so zu dessen Gunsten.

— Salzwedel. In Eversdorf ist ein neuer Fall von Erkrankung an den Pocken vorgekommen; dagegen ist das Gerücht von einem zweiten Fall in Wallstave unbegründet, denn der angeblich Erkrankte ist gesund und nur nach Eilenburg verzoogen.

Aleine Chronik.

Aus König wird gemeldet, daß dort wiederum große Erbitterung herrscht. Unlaf dazu gab die Verfassung einiger Leute durch nicht im Dienst befindliche Soldaten. Am Don nersstag traf sodan

Der Befehl ein, daß das Militär auf unbestimmte Zeit dort zu verweilen habe. — Der berbotene Jahrmarsch wird nach seiner Bekanntmachung des Reglements-Präsidenten am 5. Juli stattfinden, allerdings unter außerordentlichen militärischen Vorkehrungen. — Gegen Moritz Levy, der ohne Bekanntheit mit Winter unter Eid in Abrede stellte, ist ein Verfahren wegen falscher Aussage eingeleitet worden. — Auf kommissarischen Bericht an den Minister des Innern ist Kriminalkommissar Klatt aus Berlin am Freitag in Königs eingetroffen. Die in der Winterschen Mordsache vernommene Frau Melinger, deren Aussage, wie es heißt, den Moritz Levy belasten soll, wurde unter dem Verdacht des Weineids verhaftet. —

Bei einem Brand, der durch mit Handhaken spielende Kinder entstanden war, sind in Rietzen zwei bei Eberach zwei Kinder verbrannt, ein drittes wurde schwer verletzt. — Zwischen den seit alter Zeit rivalisierenden Gemeinden Piantura und Saccavo bei Neapel ist ein regelrechter Krieg ausgebrochen. Die Bewohner liefern sich eine richtige Schlacht, bei der es viele Verwundete gab. Zwei Kompanien Militär stellen die Ruhe her und zwingen beide Bürgermeister zum Friedensschluß. Zu dessen Bekräftigung zogen die Bewohner des einen Städtchens in feierlicher Prozession in das andere und umgekehrt. —

Eine Familientragödie.

Freitag früh spielte sich in Berlin in der Wrangelstraße eine furchtbare Familientragödie ab. Die Ehefrau des Klempners Heinrich Sogolewski hat nach einem Streit mit ihrem Manne ihre vier Kinder aus dem Fenster des vierten Stockes auf den Hof hinabgeworfen und dann sich selbst durch einen Sturz aus dem Fenster umzubringen versucht. Ueber die Einzelheiten der furchtbaren That wird Folgendes berichtet:

In dem Hause Wrangelstraße 126 wohnt seit drei Jahren der 29-jährige Klempner Heinrich Sogolewski mit seiner gleichaltrigen Frau Anna. Aus der Ehe gingen vier Kinder im Alter von 6 bis $\frac{7}{8}$ Jahr hervor. Der Mann

arbeitete als Klempnergefelle an verschiedenen Stellen, zuletzt in einer Fabrik in der Apollonstraße, während Frau S. die Hausreinigung besorgte. Am Freitag hatte die Mutter der Frau, die in der Alten Jakobstraße wohnt, Geburtstag. Frau S. hatte ihr eine englische Belargonie gekauft und Sogolewski wollte nun von der Belargonie einen kleinen Kleeber nehmen, während seine Frau befürchtete, daß die Blume eingehen könnte. Es gab Streit, der wieder so heftig wurde, daß der Mann im Zorn seine Frau ohnmächtig machte. Als er zur Arbeit gegangen war, begab sich die Frau in lebensschafflicher Aufregung zu einer Nachbarin und schüttete ihr ihr Herz aus. Dann ging Frau Sogolewski in ihre Wohnung, kam mit ihren vier Kindern halb wieder heraus und ging mit ihnen, die nichts ahnten, die Treppe des Quergebäudes hinab und im Vorderhause wieder hinauf, bis zum Fensterrahmen im vierten Stock. Dort riß sie das Fenster auf und warf blitzschnell ihre drei ältesten Kinder auf das Pflaster des Hofes hinab. Ein Bäckergefelle drückte zuerst die Aufschläge der Körper auf das Pflaster, nach ihm auch andere Hausgenossen. Starr vor Entsetzen blickten die Leute noch auf die mit zerbrochenen Gliedmaßen daliegenden Kinder, als ihnen auch schon die Mutter mit dem jüngsten Kinde im Arm nachgesprungen kam. Ärzte waren bald zur Stelle, konnten aber nicht viel mehr helfen. Der älteste Sohn gab noch schwache Lebenszeichen von sich, starb aber bald. Die anderen Kinder waren gleich tot, das jüngste unter der Mutter erdrückt. Diese lebte noch und wurde verwundet mit einer Tragbahre nach dem Krankenhaus Bethanien gebracht. Ob sie mit dem Leben davonkommen wird, ist sehr zweifelhaft. —

Veretne, Versammlungen, Vergnügen.
Arbeiter-Vorbereitung zum Sonntag, Montag 7 Uhr von der „Krone“, Alt-Mühlberg, nach dem Schiffsplatz. —
Freie Religions-Gesellschaft Magdeburg. Heute, Sonntag, nachmittags 5 Uhr, hält Herr Dr. Kramer im Gemeindehause, Markstraße 1, einen Vortrag über: „Gutenberg.“ Vor und nach dem Vortrage Gesang des Männerchors. —
Dienstag, 10. Juni:
Arbeiter-Stenographen-Verein „Vornöhr“. Jeden Dienstag abends 8 1/2 Uhr Übungsabend bei H. Buchow, Ratharinenstraße 8.

Briefkasten.

Stellungnahme. Der Widrig ist nicht demüthigt. — Klugheit, Dunderschen Gewerbeverein nicht bloßstellen wollen, geht doch klar aus hervorgehend. Wenn Sie es aber doch meinen, wollen wir auch hier noch einmal erklären, daß wir weit davon entfernt sind, einen Einzelnen für die ganze Organisation verantwortlich zu machen. Das sollte auch in der betreffenden Noth nicht geschehen. 2. Fremdwörter sind nientals zu vermeiden, sie werden von uns so wenig gebraucht, daß ein Grund zur Beschwerde wohl nicht vorliegt. 3. In dem Fall, welchen Sie im Auge haben, war der Mißbrauch ein Verbrecher, weil er auf den in Ausübung seines Amtes handelnden Förster schloß. Das ist unter allen Umständen zu verurtheilen. 4. Selbstverständlich ist es ein „Bitterkrieg“ gegen die Chinesen. Die Kapitalisten setzen ihn an, aber die Arbeiter müssen ihn ausfechten. Obes glauben Sie, die konspirationen des Herren kögen ihre eigene Haut zu Markte. Das lassen sie sein bleiben. Schließlich empfehlen wir Ihnen noch, in Zukunft bei Anfragen an die Redaktion sich höflicherer Formen zu bedienen. Es sind zwar keine Fremdwörter, welche Sie gebrauchen, sie erinnern aber stark an eine Sphäre, die dem anständigen Menschen im Schriftdeutsch „fremd“ sein sollte. — **Freie Zukunftsgesellschaft Burg.** Als der „Hoffjäger“ aufhörte, Versammlungsortal zu sein, unterließen wir es selbstverständlich, Ihre Versammlungen im „Hoffjäger“ weiter anzukündigen. Hätten Sie uns schon früher ihr neues Vereinslokal angegeben, dann wäre auch schon früher eine Ankündigung erfolgt. —

Anfertigung nach Mass!

feiner Herren-Garderobe.

Ich elegante, tadellofen Sit und Lagen übernehme jede Garantie. Stoffe sind in allen Preislagen in überraschender Auswahl vorhanden.

Ehrenfried Finke

Magdeburg

Filiale in Burg bei Magdeburg: Jakobstr. 2.

125 Breiteweg 126.

1808
Neu eröffnet!
Belagerung von Paris.
Anfall der Franzosen am 2. Dezember 1870.
Panorama, Kaiser Wilhelm-Platz.
Grösste Sehenswürdigkeit in Magdeburg.
Offen von früh 9 Uhr bis abends 8 Uhr täglich.
Eintrittspreis 1.05 Mk. incl. städtischer Billetersteuer, Militär und Kinder 50 Pf.

1400
Jubiläum-Feier der 500. Wiederkehr des Namenstages Johannes Gutenbergs.
Von Sonntag, den 24. ds. Monats ab bis zum Sonntag, den 1. Juli cr. einschliesslich im städtischen Museum auf dem Domplatze.
Gutenberg-Ausstellung
der Graphischen Gesellschaft zu Magdeburg
Geöffnet in den üblichen Besuchsstunden.
Eintrittskarten à 25 Pfg., Dauerkarten à 60 Pfg. durch alle hiesige Zeitungs-Expeditionen.
Hochinteressante und reichhaltige Kollektion alter Drucke, namentlich Magdeburger Herkunft. — Neuere und modernste Druckerzeugnisse hiesiger Firmen. — Schriftgießereien, Farben-u. Maschinenfabriken. — Technische Hilfsmittel des Buchdruckers.
Zum regen Besuch der Gutenberg-Ausstellung wird hiermit Jedermann herzlichst eingeladen.

Burg. Triumph Süßrahm-Margarine
aus der Fabrik von 1785
Fritz Homann, Dissen,
ist die beste!
Man lasse sich nicht durch mit großer Klame angepriesene andere Marken irritieren. Triumph von Homann hat geübten zulässigen Schmezzusatz, ist daher für alle Zwecke, wo Butter gebraucht wird, besser Ersatz. Zu haben in den meisten Kolonialwarenhandlungen.
August Schumm
Sudenburg 1648
Braunschweigerstraße 19.
Sportwagen, Kinderwagen, soll sehr billig verkauft werden.
Steinstraße 10 I L.
Eine f. Wirtschaft
Steinstraße 10 I L.
Verkauf z. v. H. Thiemstr. 13 Frau J. Böhge.

Wem seine Pflanzen lieb sind, dünge nur mit Hallmayer's Pflanzendünger.
Es ist röhner, ferschlauer, konzentrierter, härterer Dünger.
Mit obiger Schutzmarke versehen, sechs Packete für 15, 25, 40, 60 u. 80 in Drogen-, Material-, Blumen- und Samen-Handlungen.
Billige Kinderstühle und Arbeitstische, Gaedecke, Ratharinenstr. 5.
* Gef. z. 1. Juli cr. ehrl. Mädch. od. Fr. z. Austr. u. u. Hausarb., 15. M. Miel, Moldenstr. 15.

Achtung! Wegen Umzug
meiner großen Magazine verkaufe, um sofort zu räumen, zu folgenden räumigen Billigen Preisen:
Ableiderstränke 20, 24, 30 u. 35 Mt.
Vertikows 22, 25 u. 28 Mt.
Pfeilerstränke 18 u. 20 Mt.
Pfeilerpiegel 6, 10, 12-20 Mt.
Stegstühle 10 u. 12 Mt.
Rohrstühle 3 1/2 u. 5 1/2 Mt.
Rips-Diwans 25-40 Mt.
Plüsch-Diwans 50-60 Mt.
Moquet-Diwans 55-65 Mt.
150 Stück
Bettstellen
mit Matratzen für nur
15, 18, 24, 30 bis 45 Mk.
Hüdenschränke 20-30 Mt.
Anrichte 18 Mt.
Hüdenstische 7,75 Mt.
Hüdenstühle 2,75 u. 3 Mt.
Julius Rosenberg
8 Ratharinenstraße 8.

Pfand-Versteigerung
Am Mittwoch, den 27. Juni 1900, von nachmittags 2 Uhr ab werde ich in meinem Geschäftslokale
Magdeburg-Neustadt
Unfassungstraße 41
die in der Zeit vom 1. Juli bis Ende September 1899
sub. No. 26876 bis 28908
meines Pfandbuches bei mir verpfändeten, bis jetzt weder eingelöst, noch erneuerten, Gegenstände durch den Gerichtsvollzieher Herrn Schirrow öffentlich meistbietend versteigern lassen.
Carl Schmidt.
* Auf. Bruder u. Schwager Ms. Braun-schweig z. 1. Geburtstage herzl. Glück. F. G.
* Martha Müste z. ihr. 15. Geburtstag e. dreimal donn. Lebehoch. Kate mal von wem.
* Unserm Kollegen Gustav Gehrmann gratulieren wir morgen alle Mann.

Nachruf.
Am Freitag früh starb unerwartet unser Kollege
Herr Gustav Rolle.
Seit längeren Jahren Mitglied des Neffestens-Kollegiums hat er in stets liebevoller Weise sich den Aufgaben der Gemeinde gewidmet, und verließen wir in ihm einen treuen Mitarbeiter und Freund, dem wir allezeit ein ehrendes Andenken bewahren werden.
Das Neffesten-Kollegium der Freien Religions-Gesellschaft zu Magdeburg.

Heute und Sonntag früh: Schleie! thauschlich wie lebend, garantiert zum Blautochen schick, je nach Größe, das Pfund von **40 Pfg. an.**
Prachtvolle, große, vollfleischige **Lachse Pfd. nur 75 Pfg.!**
Große, echte Stenber **Steinbutt Pfund nur 60 Pfg.!**
Rungen nach Größe Pfd. von 35 Pfg. an. Carbonadenfleisch, fertig abgezogene Aufstrichs-, prächtig zum Braten. Schollen, zum Braten, Pfund 20 Pfg.
Calbian-, Seelachs-Anschnitt
Prachtvolle Seehechte, Pfd. 30 Pfg.
Lebendfr. Angellschellfische.
Dicke, fetter, neue Matjes-Perringe, Stück 10 Pfg.
Neue Anisoffeln, 2 Pfund 25 Pfg.
Russ. Caviar Pfd. 5 1/2 Mark.
Prab. Sardellen Pfd. 1.20 Mk.
Prima Räucherlachs!
vollfleischige, fette Ware. 1/2 Setten Pfd. 1.50 Mt. im Auschnitt 1/2 Seiten Pfd. 1.80 Mt. Pfd. 2 Mt.
Stör-Carbonade, Glundern, Bücklinge.
Markworth & Co., Versandt-Tischlerbrücke 23 u. Breiteweg 253. Fernsprecher 1592.

Donnerstag früh starb nach kurzem, schweren Leiden meine inniggeliebte Frau und Mutter 1788
Bertha Titsch
geb. Mehnert
im 32. Lebensjahre. Die Beerdigung findet am Sonntag, den 24. Juni vom Trauerhause Bismarckstr. 12 aus statt.

Nachruf.
Am Freitag früh starb unerwartet unser Kollege
Herr Gustav Rolle.
Seit längeren Jahren Mitglied des Neffestens-Kollegiums hat er in stets liebevoller Weise sich den Aufgaben der Gemeinde gewidmet, und verließen wir in ihm einen treuen Mitarbeiter und Freund, dem wir allezeit ein ehrendes Andenken bewahren werden.
Das Neffesten-Kollegium der Freien Religions-Gesellschaft zu Magdeburg.

An die Metallarbeiter von Magdeburg und Umgegend!

Große öffentliche

Metallarbeiter-Versammlung

Montag, den 25. Juni, abends 7 Uhr

Im Saale des Luisenpark, Spielgartenstr. 1c.

Tages-Ordnung:

Die Antwort der Metallindustriellen auf die eingereichten Forderungen der Metallarbeiter Magdeburgs.

Metallarbeiter! Eure Forderungen haben den Metallindustriellen vorgelegen; die Antworten sind eingegangen. In der oben angezeigten Versammlung wird über die Antworten berichtet und zur Erfüllung der Forderung geschritten werden. Kollegen! Kommt in diese Versammlung.

Die Metallarbeiter aller Berufe und Organisationen sind verpflichtet, die Versammlung zu besuchen. Rege Agitation und guten Besuch erwartet Der Einberufer.

Ortskrankenkasse

für die im Auf-, Vogel-, Blech-, Feugschmiede- und Klempnergewerbe beschäftigten Personen des Gemeindebezirk Magdeburg.

Ausserordentliche Generalversammlung

am Montag, den 2. Juli, abends 8 1/2 Uhr in der Bürgerhalle, Knochenhaueruferstr. 27/28.

Tages-Ordnung:

1. Beschwerde gegen den Vorstand. 2. Statutenänderung. 3. Beschlussfassung über Vorarbeiten betreffend der Krankmeldung. 4. Beschlussfassung über die Gehaltsfrage des Rentanten. 5. Vorstandserwahl. 6. Verschiedenes.

Die Mitglieder und deren Arbeitgeber werden gebeten, pünktlich zu erscheinen. Der Vorsitzende, Wilh. Großkopf.

Bekanntmachung der Ortskrankenkasse der Fabrikarbeiter und der in den Fabriken angestellten Personen zu Magdeburg-Neustadt.

Mit Bezug auf § 52 unserer Satzungen teilen wir hierdurch mit, daß unsere diesjährige

zweite ordentliche General-Versammlung am Freitag, den 29. d. Mts., abends 8 Uhr im Marktschlösschen stattfindet.

Tages-Ordnung: 1. Bericht des Prüfungsausschusses über die Revision der Rechnung des Jahres 1899. 2. Erteilung der Entlastung an Vorstand und Kassensührer. 3. Beschluß des Vorstandes über:

- a) die Anfrage betreffs Behandlung von Zahnkrankheiten;
- b) teilweise Streichung des § 16 der Satzungen;
- c) Ausgabe der Familien-Krankenscheine in den Fabriken.

Magdeburg, den 24. Juni 1900. Der Vorstand Rud. Franke, Vorsitzender.

Achtung! Diesdorf. Achtung!

Das diesjährige öftl. Sommervergnügen

des Deutschen Holzarbeiterverbandes, Zahlstelle Diesdorf findet am Sonntag, den 24. Juni, von nachmittags 3 Uhr ab im Hildebrand'schen Lokale statt, wozu sämtliche Gewerkschaften von Diesdorf und Umgegend eingeladen werden.

Von 7 1/2 Uhr ab: Ball. Entree 15 Pfg. Das Komitee. J. U.: Karl Meisberg.

Neid's Etablissement

(Inhaber H. Brüning).

Heute Sonntag von 3 Uhr ab: Tanz.

Friedrichslust

Leipzigerstraße 52. Telefon 2740

Heute Sonntag Tanz. G. Krüger.

Zerbster Bierhalle

Telephon 2442. Sonntag: Telephon 2442.

Öffentlicher Tanz. Franz Königstedt.

Buchdrucker!

Am Montag, den 25. Juni Zur Feier des 10 jährigen Bestehens des Buchdrucker-Verkehrs:

Grosse Unterhaltungs-Soiree.

Der als „Kunde“ zuerst zugewaltete Buchdrucker wird namhaft gemacht. Es ladet hierzu freundlichst ein Gustav Winkler.

Gustav Böhme, Kl. Stadtmarkt 8

empfehlen Freunden und Genossen sein Lokal zur gefälligen Benützung. Für gute Speisen und Getränke ist stets Sorge getragen. 1736

Wurstwaren eigener Schlachtung stets vorrätig.

Drei Kaiser-Bund.

Sonntag Tanz. E. Hartmann.

Winter's Gesellschaftsgarten

Heute Sonntag: Großes Garten-Konzert. Anfang 3 Uhr. — Entree 10 Pfg. 1773

Jubel-Feier

500. Geburtstag Johann Gutenbergs am Sonntag, den 24. Juni 1900 von nachm. 3 Uhr an

im Luisenpark. Im Garten von 3 Uhr an: Konzert. Im Saale: Tanz.

Um 5 Uhr: Festrede d. Gen. Manfred Wittich, Leipzig. ff. Alendorfer und Kulmbacher auf Eis. Anerkannt vorzügliche Küche. — Familien können Kaffee kochen.

Polychron-Musik-Automat

In Buchan, Feldstraße 60, Zur guten Quelle. Inhaber: Emil Stiller.

Empfehle mein gut renoviertes Lokal sowie meinen gut renomierten Mittagstisch, à Portion 40 Pfg.

Lemsdorf. Zum deutschen Kaiser.

Heute Sonntag: Tanz. Hans Casper.

Zur Guten Quelle, Burg.

Heute Sonntag: Unterhaltungsmusik.

Gleichzeitig stelle ich meine Lokalitäten den geehrten Vereinen zc. zur Verfügung.

Lade Musikfreunde, welche gewillt sind, einem Musik-Verein beizutreten, zum Mittwoch, den 27. d. Mts., abends 8 1/2 Uhr, im Vereinslokale, „Zur guten Quelle“ ganz ergebenst ein. 1701 Aug. Maass.

Rothehorn

Kleiner Stadtmarsch 6d. Jeden Mittwoch nachmittag: Frei-Konzert mit Kinderbelustigungen aller Art. — Volksfest. — 1689 Täglich Karussell-Vergnügen bei Th. Drewes.

Viktoria-Theater.

Sonntag, den 24. Juni 1900. Novität! Zum 1. Male: Novität! Die Goldgrube.

Schwanz in 3 Akten von Laus u. Jacoby. (Glänzender Erfolg am Stadttheater in Leipzig, Hamburg, Residenztheater in Wiesbaden usw.) Vorher zum 1. Male: Die Furcht vor der Freude. Schauspiel in 1 Akt von Garbin.

Großes Garten-Konzert. Anfang 4 Uhr. Montag, den 25. Juni 1900. Novität! Zum 2. Male: Novität! Die Goldgrube. Vorher: Die Furcht vor der Freude.

Cirkus-

1718 Sommer-Theater. Heute Sonntag: Gastspiel Georg

Lurich

in seinen phänomenalen Leistungen. Zum Schluß: Ringkampf Lurich gegen einen hiesigen Bäder Paul Künne

Kleine Preise. Tageskasse 11—1 Uhr.

Uhr

reinen oder neue Taschenuhrfeder 75 Pfg.; für jede Uhrfeder leiste 2 Jahre Garantie. Uhr- und alte Uhren billigst.

Baendel, Jakobstr. 40.

Junge Kanarien-Weibchen

werden zum höchsten Preise gekauft. 1740 J. Tischler, Annastr. 25.

Zahnatelier Wilhelmstadt.

Otto Danneberg 1626 Gr. Diesdorferstraße 35 II.

Asiatische Schatten.

Der ehemalige Peking-Geandte M. v. Brandt führt in seinem Aufsatz unter obigem Titel im Juniheft der Deutschen Revue einleitend aus, daß die heutigen asiatischen Ereignisse vor ca. 80 Jahren bereits ihre Schatten vorausgeworfen hätten. Es ist der Gegensatz zwischen England und Rußland, der sich von da ab immer schärfer bemerkbar machte. Eine von den beiden Mächten muß in Centralasien weichen, und es wird dies allem Anschein nach England sein müssen. Die russische Staatskunst überflügelt die englische — und jede andere — beim Länderraub im Innern des gewaltigen Erdteiles. Das wird auch der Vorkrieg zeigen.

Der Verfasser weist zunächst auf die Erfolge Rußlands in Persien hin. Als 1865 Persien Herat, die Hauptstadt Afghanistans, einnahm, genügte eine englische Expedition, um den Schatz zur Aufgabe und Rückgabe seiner Eroberung zu zwingen. Aber Rußland besetzte 1865 Tadschikend, 1868 Samarkand, 1873 China, 1875 Kokand, 1884 Merw, und 1886 fiel Pendschbeh am Murgab in die Hände des Generals Komarow. Heute aber steht Rußland, dank der persischen Goldanleihe Persiens Gläubiger und Verwalter, vor den Einfallspforten Afghanistans. Seine Reiter streifen auf Vorposten kaum 50 Kilometer von Herat, dem Schlüssel zur Straße nach Hindustan, vor Chihil Duchteran und Kofsch Affah.

Die Schienenwege der transkaspischen Bahn, die bei Uzna Abna am Kaspischen Meere beginnen, laufen heute bis unmittelbar an die afghanische Grenze, und man kennt die letzte berühmte Probemobilmachung in Kofsch. Und schon sucht Rußland über die Gletschergipfel und Pässe des Grenzwalls zwischen indischer Kultur und Centralasien, des Hindukusch herüber sich festzusetzen. Die britisch-indische Regierung muß unter großen Opfern und ohne sichere Gewähr der Deckung der südlichen Ausgänge der aus Dardistan nach Indien führenden Pässe besetzt halten. Die Herstellung der „wissenschaftlichen“ Grenze vermag, so lesen wir in dem v. Brandtschen Aufsatz, „weber die Politiker noch die Soldaten darüber zu täuschen, daß der Frieden an der Nordgrenze auf zwei Augen, denen des gegenwärtigen Emirs von Afganistan, beruht, und daß mit dem Tode desselben in Afghanistan Erbfolgestreitigkeiten ausbrechen können, man ist fast versucht zu sagen, müssen, deren mögliche politische und militärische Tragweite sich gar nicht übersehen läßt“. Auch die Konzessionen, die Rußland in dem nordöstlichen Teile Kleinasiens bereits erworben hat oder noch zu erwerben sucht, dienen in erster Reihe dazu, Persien auch von der Westseite zu umfassen und es Rußland tributpflichtig zu machen. Schon klagen in bemerkenswerten Aufsätzen an der Londoner Times die am Persischen Meerbusen angelegenen englischen Großkaufleute und Handelsagenten über den starken Wettbewerb, den russische Rohstoffe und Fabrikate den englischen Waren, dem britischen Handel bereiten; im persischen Hinterlande rührt sich erfolgreich der Russe, der Unterhändler, der Agent und der Händler.

Noch größere Erfolge aber hat das Vordringen Rußlands in Ostasien erzielt.

Während es jahrhundertelanger Bemühungen bedurfte, sagt Brandt, von 1550 bis 1851, um Sibirien bis an die Rüste des Stillen Ozeans zu unterwerfen, genügt wenige Jahrzehnte, um Rußland in den Besitz der beiden großen Ströme, des Amur und des Ussuri zu setzen, und fünf Jahre, 1895 bis 1900, um das Recht zur Durchquerung der Mandchurei für die transsibirische Bahn zu erhalten, die Konzession zum Bau einer Bahn durch die Mongolei nach Peking zu erlangen und zwei offene Häfen am Gelben Meer, Talienwan und Port Arthur, zu erwerben, von denen der erste der Endpunkt der transsibirischen Bahn zu werden bestimmt ist, während der andere zu einem asiatischen Gibraltar umgeschaffen werden soll, das um so uneinnehmbarer sein wird, als es zu seiner Bezwingung bedeutender Landstreitkräfte bedürfen würde, die nur durch etwaige asiatische Märiten oder der eventuellen Gegner Rußlands aufgestellt werden könnten.

„Väterchen“ ist also in der Lage, wenn die Niederzwingung des chinesischen Riesenkolosses gelingen und dessen

„Aufteilung“ beginnen sollte, für sich weitaus den Abwenteil vorwegzunehmen.

Allerdings macht v. Brandt dann weiter auf einen Punkt aufmerksam, wo Rußland nicht unerhebliche Schwierigkeiten gehabt hat. Aber wenn er darüber sagt:

Nur an einem Punkt in Ostasien entsprechen die Erfolge Rußlands nicht den Wünschen und Bedürfnissen der Petersburger Staatsmänner: in Korea. Dort sind die Ergebnisse, die mit der Flucht des Königs von Korea vor den Japanern in die russische Gesandtschaft der russischen Politik in den Schoß gefallen waren, durch das ungeschickte Vorgehen der russischen Diplomaten, die die Erbchaft des langjährigen Vertreters Rußlands in Seoul, Waeser, angetreten haben, verloren gegangen, und der japanische Einfluß, der ganz verschwunden war, macht sich wieder in sehr antirussischer Weise fühlbar.

wird dieses Urteil eines untreitig gut unterrichteten Beobachters durch die vor kurzem abgeschlossene Uebereinkunft Rußlands mit Korea mit erstaunlicher Schnelligkeit bekräftigt. Der Wortlaut dieser Uebereinkunft besagt, daß Rußland von Korea ein Platz beim Hafen von Masampho „zur Anlage eines Kohlendepots und eines Marinearsenals“ abgetreten wird. Ferner ist in diesem Abtretungsvertrage die koreanische Regierung die bedeutame Bedingung eingegangen, daß weder bei Masampho, noch auf der benachbarten, strategisch wichtigen Insel Korogaba fremden Staaten Land verpachtet oder veräußert werden darf. Aus dem zweideutigen Diplomatenrotwisch in unser geliebtes Deutsch übertragen: Rußland hat nun die Möglichkeit, sich den dritten Kriegshafen am Stillen Meer zu schaffen und sich dadurch, trotz Wei-hai-wai, den Briten, Japanern und Chinesen gegenüber allmählich eine entscheidende Stellung zu sichern. England kann sich, wie folgen hierin der Leipziger Volkszeitung, vorläufig an einem die Beherrschung der umliegenden Länder erleichternden Punkte nicht festsetzen. Japan, das aus wirtschaftlichen und militärischen Beweggründen auf die Ausnützung und Angliederung Koreas angewiesen ist — es braucht ein Siedlungsgebiet für seine überschüssige Bevölkerung und bedarf Koreas aus strategischen Rücksichten — wird durch diesen Vorstoß Rußlands in seinen Ausdehnungsplänen ernstlich gehemmt.

Rußland hatte seit langer Zeit planmäßig daran gearbeitet, auf Korea festen Fuß zu fassen, und seine Diplomatie hat die britische Diplomatie, die 1885 unter Gladstone zur Zeit des Pendschbeh-Zwischenfalls die Insel Port Hamilton besetzen ließ, mit halb asiatischer, halb machiavellistischer Schlaueit hinter das Licht geführt. England räumte 1886 die Insel, und die russische Regierung verpflichtete sich mit der üblichen Feterlichkeit und mit dem ebenso üblichen Angurenlächeln, das jede ernsthafte Verbindlichkeit ausschließt, sich niemals in Korea niederzulassen, geschweige denn dort Kriegshäfen oder militärische Befestigungen zu errichten. Es verstand sich, daß Rußland in seiner Landerwerbepolitik unbedrückt fortfuhr, vor dem Kriege Japans mit China, und erst recht nach dem unter Rußlands, Frankreichs und Deutschlands Druck abgeschlossenen Frieden von Schimonoseki. Japan wettelferte mit Rußland um die Erringung des Einflusses in Seoul, der Residenz des blutrünstigen Schattentaisers von Korea. Es gelang Japan, am 25. April 1898 einen Vertrag mit Rußland zu schließen, der Korea die „Selbständigkeit“ sicherte und den vertragsschließenden Mächten das Verbot auferlegte, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen. Die Japaner nützten die vorübergehende Ruhe aus. Sie begannen die friedliche Eroberung Koreas durch Massen-Einwanderung durch Errichtung von Schulen und Fabriken, sie wirkten durch die Presse auf die koreanische Bevölkerung, sie gewannen in der That Einfluß.

Als Japan durch „japanische Geschäftsleute“ ein Grundstück in der Nähe von Masampho erwerben wollte, griff Rußland ein, und wieder wie in Persien trieb es Weltpolitik mit klingender Münze, es schloß ein finanzielles Abkommen mit Korea und stellte ihm 12 Millionen Dollar zur Verfügung. Und wenige Wochen nach dem Abschluß dieses

glatten Geldgeschäfts ist Masampho in die Hände der russischen Regierung übergegangen.

England und Japan aber haben zu dieser neuesten zarischen „friedlichen Eroberung“ geschwiegen, trotzdem ihre Interessen dadurch auf das stärkste angetastet werden. Die englische Regierung hat, als sie im Unterhause über die Besetzung von Masampho befragt wurde, ausweichend verlegen geantwortet, und auch Japan hält sich zurück. Ob das östliche Inselreich das Wagnis eines Kampfes ohne Englands Mitwirkung scheut, ob es nach den Erfahrungen des Burenkrieges die britische Wehrkraft anders einschätzt als bisher oder ob es, was das Nächliegende ist, sich mit Rußland „freundschaftlich verständigt“ hat — man spricht von der Insel Larido, in der Nähe von Wotpho, an der Westküste Koreas als Kohlenstation für Japan — ist jetzt nicht festzustellen.

Rußland ist jedenfalls sachlich durch seine Streitkräfte wie moralisch durch den Respekt, den es den Asiaten eingestößt hat, allen Mitkonkurrenten überlegen, besonders aber England.

Was Ostasien anbetrifft, wir citieren wieder v. Brandts so können keine gegenteiligen Behauptungen englischer Diplomaten und parlamentarischer Unterstaatssekretäre über die Thatfache hinweghelfen, daß der einzige Eindruck, den Chinesen und Japaner von der englischen Politik seit 1895 empfangen haben, der ist, daß England sich vor Rußland fürchte und seine Politik ein zerbrochenes Rohr sei, das die Hand desjenigen verlege, der sich auf dasselbe zu stützen verjüde. Zu diesen Gefühlen, die das Verhalten der Regierungen in Tokio und Peking sehr wesentlich beeinflussen, kommen auf der einen Seite die Schaffung des französischen hinterindischen Reiches, das eine ernste Gefahr für England sein könnte, wenn sich in ihm nicht wieder die traditionelle Unfähigkeit der Franzosen, zu kolonisieren, breitmache, und auf der anderen Seite das wachsende Interesse der Amerikaner an der Entwicklung der der pacifischen Mächte der Vereinigten Staaten gegenüberliegenden Reiche Ostasiens, besonders Chinas.

Dazu kommt, daß die englischen Interessen in Ostasien zurückgehen und das englische Privatkapital chinesischen Unternehmungen gegenüber sich schon gezeigt hat wenn auch andererseits die Menge und die Billigkeit des englischen Geldes nicht zu übersehen ist.

Herr von Brandt hat also bewiesen — und die unserm Leipziger Parteiorgan entnommenen Angaben beweisen es nicht minder —, daß überhaupt nur drei Mächte bei der Lösung der chinesischen Krisis mitzurechnen haben: Japan, England, Rußland. Wir nennen sie in dieser Reihenfolge um anzudeuten, daß umgekehrt das Stärkerverhältnis liegt. Rußland hat die meisten Trümpe in der Hand. Frankreich und Deutschland kommen in sehr absteigender Linie in Betracht. Die deutsche Politik der gepanzerten Faust ist, wie wir uns gestern vom Konsul a. D. Brandt sagen ließen, wohl der unmittelbare Anlaß zur Vorerbewegung gewesen, aber einen irgendwie erheblichen Erfolg wird sie nicht ernten können, auch wenn die vereinigten Mächte, d. h. hauptsächlich Rußland, das ungeheure Reich zu Boden würfen und zur Verteilung schritten.

Auch dann wäre das nicht der Fall, wenn wie jetzt schon unsere Flottenchawintken wünschen, wir dort so und jovie! Panzerkolosse stationiert hätten, selbst viel mehr, als wir gegenwärtig entsenden können. Der Riesenkoloss wird doch nicht durch das Schließen der Schiffshänge auf das Stückchen Rüste bezwungen. Massenhafte Landtruppen würden dazu nötig sein, und wenn irgend eine Macht, so ist es vor allem Rußland, die auf den sibirischen Schienensträngen größere Truppenmengen in China einmarschieren lassen kann. So hat unsere Politik der gepanzerten Faust wohl einen blutigen Wirrwarr, ja vielleicht einen gräßlichen Krieg in jenem Lande erzeugt, aber Vorteile wird nur die Macht haben, welche zwar an der „Weltpolitik“ ebenfalls keineswegs unschuldig ist, deren Vorbereitungen dazu aber, soweit sie China angehen, uns soviel voraus sind, daß an ein Einholen nicht mehr zu denken ist. —

-ey-

15000 Meter

Krawatten-Bänder

(Menheiten)
statt 4.00 3.00 2.00 1.50 1.00 0.75
nur 1.75 1.50 1.00 0.75 0.50 0.30

Lange & Münzer
51a Breiteweg 51a 1757



Modezeitungen.



Die ersten Nummern des dritten Quartals sind erschienen.

Buchhandlung Volksstimme.

Buckau

Albert Gottschalk

Buckau

Wegen Aufgabe meines Geschäftlokals

Verkauf des gesamten Waren-Lagers

zu bedeutend ermässigten Preisen.

Niemand veräume diese Gelegenheit zum vorteilhaften Einkauf.

Sein großes Lager fertiger Herren-, Knaben und sämtlicher Arbeitsgarderoben.

Für Monteur: Blaue Schuh-Anzüge in Leinen und engl. Leder Engl. Leder- und Samt-Manchesterhosen, Comm.-Lederhosen in den besten Farben eigener Fabrik bei

A. Martens
Johannisfahrtstr. 11
sowie 1824
Koststofflager, engl. Leder, Sommerleder u. Sammet-Manchester zu Arbeits-, Sport- u. Knaben-Anzügen zu den billigsten Preisen.

Regina-Fahrräder. Goldne Medaille
Verkaufsstelle: Große Mühlstraße 9.

Möbel, Spiegel und Polsterwaren
reelle Arbeit, empfiehlt 848
O. Dittmar, Tischlermeister
Tischlerstraße 26.

Total-Ausverkauf
wegen Umzug

Georg Mook's
großem Möbel-Magazin

89/90 Breiteweg 89/90

- 50 echt nußbaum Kleiderschränke,
- 50 echt nußbaum Vertikows,
- 40 echt nußbaum Pfeilerschränke.
- Große Posten birkene Kleiderschränke, Vertikows und Pfeilerschränke, sow. imitierte Schränke, Vertikows zc. in groß. Auswahl,
- 200 Spiegel mit Trumeaus,
- 40 Sofas, Garnituren, Bettstellen, mit und ohne Matragen. Einzelne Matragen 16 Mk. Ausstattungen von den billigsten bis zu den feinsten Ausführungen zu noch nie dagewesenen Preisen.

Da das Lager in kurzer Zeit geräumt werden soll und die angegebenen Möbel zu besonders billigen Preisen zum Verkauf gestellt sind, so ist

jedem Brautpaare und Möbellekäufer

Gelegenheit zu spottbilligen Möbel-Einkauf hiermit gegeben.

Ich leiste für sämtliche gelieferten Möbel und Polsterwaren 1528

jede Garantie.

Georg Mook

89/90 Breiteweg 89/90

Der Verkauf dauert nur noch kurze Zeit.

Ein Versuch genügt. **Reste.**

Kleiderstoffe, Sommersachen, tadellose, durchaus solide Ware, anstatt früher das Meter 1.25 1.80 2.25 Mk. jetzt 0.75 1.25 1.50 Mk.

Waschstoffe, Reste, Crepe, Organdi, Ripse u. andere Gewebe anstatt früher das Meter 50, 75-100 Pfg. jetzt 20-50 Pfg.

Buckskins, Cheviot und andere elegante Sommerstoffe, für Herren- und Knaben-Anzüge passend. anstatt früher das Meter 2 3 5 6 10 Mk. jetzt 1.25 2 3.50 4.50 7.50 Mk.

J. Kirstein

Br. Weg 181, Verkauf 1 Tr., Eing. nur Himmelreichsstr.

Sie kaufen im Total-Ausverkauf

Herren-Jackett-Anzüge jetzt von Mk. 10.00 an.
Knaben-Schul-Anzüge | Kinder-Wasch-Anzüge
jetzt von Mk. 2.25 an. | jetzt von Mk. 1.50 an.
Hosen jetzt von Mk. 1.50 an.
Loden- und Lüstre-Joppen, sowie sämtliche anderen Artikel ebenso

enorm billig.
Breite Weg 59 **Th. Alexander & Co.** Breite Weg 59

Dieses außergewöhnlich billige Angebot

veranlaßt vielleicht noch verschiedene meiner werthen Kunden sich einen neuen Sommergegenstand bei mir zu kaufen. Ich empfehle aber dieses, so lange der Vorrat reicht zu thun!!! da die **Staubmäntel** für 2.50, 4, 6 Mk., **Kostüme** für 6, 8, 10, 14 Mk., **elegante Kragen**, lange, für 4, 6, 8, 10, 12, 15 Mk., **Kostümröcke** für 3.50 Mk., **Blusen** für 2, 3, 4 Mk. zu diesen Preisen bald vergriffen sein dürften.

Mäntelhaus Rotes Schloss
1761 Dessau. Samuel Groß Wwe. Magdeburg.

Gold- und Silberwaren
Granaten, Korallen
Ketten, Ringe u. dergl.
Verlobungsringe.

Max Arzt
Juwelier 1009

Magdeburg-Neustadt, Breiteweg 10

Schuhwaren-Handlung

Max Maart 1625

N. Neustadt, Breiteweg 10

empfiehlt
sein großes Lager in Stiefeln u. Schuhen
braunen Knopf- und Schnürstiefeln
braun. Knopf-, Schnür- u. Gangan-
schuhen für Herren, Damen und Kinder
in solider Ware zu mäßigen Preisen.

Möbel

selten billig
bei sofortiger Barzahlung.

- Bettstellen mit Matragen 20 Mk.
- Einzelne Bettstellen 10
- Eisend Betten 20-30
- Echt nußbaum Kleiderschränke 40-45
- Nußb. Sofa, pa. Bezug 30-35
- Divan, rothb. Bezug 50-60
- Garnitur, rothbraun 80
- Trumeau m. Unterzsh 52
- Nußb. Waschtisletten 20
- Sofatische, 2 Säul., nußb. 14
- Regulator mit Schlagwerk 13.50
- Spiegel, nußb. oder birz. mit Muschel 15
- Stühle in nußbaum und rotpolirt 2-8
- Kommoden und Pfeilerschränke 15-18
- Vertikows, nußb. od. birz. imitiert 25-30
- Küchenschranke u. Umrichten 18-25
- Küchentische 7.50-10
- Küchenstühle 2
- Kinderwagen mit Gummirädern 20
- Fahrräder, blau gem. 5-10
- Singer-Nähmaschinen m. Zubehör 50
- Nußb. imit. Schreibtisch mit Schrankaufsatz 50

Ein nußbaum Pianino
fast neu, Xsaitig, Gelegenheitskauf 275 Mk.

Sämtliche Sachen sind noch sehr gut erhalten, welche kurze Zeit an Herrschaften vermietet waren, sowie auch zum Teil durch Transport leicht beschädigt.

Die Polstermöbel sind in eigener Werkstatt angefertigt und übernehmen jede Garantie.

Gekaufte Möbel können nach Ueber-einkunft kostenlos lagern.

Lieferung frei Haus oder Bahn bis 10 Meilen Umkreis. 1748

A. Friedländer
Magdeburg
Breiteweg 118, 1. Etage.

Beispiellos billiges Angebot! Neu eingetroffen!

Es ist mit Gelegenheit geboten worden, ein größeres Sortiment garantiert
reinseidene schwarze Diagonal-Merveillen
sowie reinseidene farbige Damastbes
Leptere in Restlängen von 3 1/2, 5, 7 bis ca. 12 Meter zu abnorm billigen Preisen an mich zu bringen und ver-
kaufe diese, so lange Vorrat, per Meter 1.50 und 2.00, regulärer Verkaufspreis 2.80 und 3.00.
Ferner wurden mir große Posten fertige

Damen-Sommer-Unterröcke

außerordentlich sauber gearbeitet und neueste Ausführung in Mohair, Vastre, Motree und grau Seiden, zum
Verkauf übergeben und werden diese, um schnell damit zu räumen, zu **fabrikhaft billigen Preisen** 1769

Isidor Gabbe

Größtes Spezial-Kaufhaus für Reste und Gelegenheitskäufe
9/10 Breiteweg 9/10

gegenüber der Leiterstraße. Verkaufsräume 1 Treppe.

Einzig in seiner Art!

Sch liefere, so lange der Vorrat reicht

auf **Abzahlung**

	bei Markt	Abzahlung	Markt
1 Bettstelle mit Matratze	Anzahlung 5.—	wöchentl. 1.—	
1 Kleiderschrank	Anzahlung 5.—	wöchentl. 1.—	
1 Küchenschrank	Anzahlung 5.—	wöchentl. 1.—	
1 Sofa	Anzahlung 5.—	wöchentl. 1.—	
1 Diwan	Anzahlung 5.—	wöchentl. 1.—	
1 Kommode	Anzahlung 5.—	wöchentl. 1.—	
1 Waschtisch	Anzahlung 5.—	wöchentl. 1.—	
1 Kinderwagen	Anzahlung 5.—	wöchentl. 1.—	
1 Anzug, la. Qualität	Anzahlung 10.—	wöchentl. 1.50	
Stoff zu einem Kleide	Anzahlung 5.—	wöchentl. 1.—	

Braut-Ausstattungen und ganze Einrichtungen
in großer Auswahl zu coulantesten Zahlungsbedingungen.

S. Osswald

Waren-Kredit-Geschäft

Alte Ulrichstraße 14, 1. Etage

vis-à-vis der Ulrichskirche. 1713

Wichtig für Braut-Ausstattungen!

Neu eingetroffen! Ueberraschend billig!

450 Betttücher

partweil, extra breit und lang und vorzüglich in Größe 1.20, 1.30, 1.55 Mt.
(sonstiger Preis wesentlich höher).

350 beste Linon-, Satin- und Damast-Bettzüge

Dedbett und zwei Kissen, vollkommen groß, 4, 4 1/2, 5 1/4, 5.65, 6 Mt. usw.

Große Posten einzelner Tischtücher
in Drell und Damast von 50 Pfg. an.

Große Posten Küchen-Handtücher
4 10, 20, 22, 25 Pfg.

Große Posten bester Stuben-Handtücher
in Drell und Damast durchschnittlich Stück 50 u. 60 Pfg.

Reste und einzelne Roben bester Waschstoffe
in neuesten Mustern

spottbillig.

Neuheiten in Kleiderstoffen

nur beste Qualitäten, Robe von 4.50 Mt. an.

Besonders mache ich darauf aufmerksam, daß nur die allerbesten Stoffe
zum Verkauf kommen, und ich durch geringe Geschäftsunkosten in der Lage
bin, so außerordentlich billig zu verkaufen. 1768

Hermann Zadek

1 Treppe 35 Breiteweg 35 1 Treppe
gegenüber Ulrichstraße.

Franz Brück Nachf.

Magdeburg, Stephansbrücke 24/25

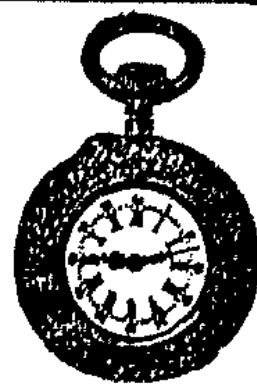
1680

empfehl

Herren- und Damenuhren

alle Arten

Netten, Broschen, Ohrringe und Ringe.
Zahlungungen gestattet. Reparaturen prompt und billig.



Gelegenheitskauf-Geschäft

A. Karger

8 Große Marktstraße 8.

hochmodernen Kleiderstoffen

hochmodernen Waschstoffen
besten reinwollenen Buckskins und Cheviots
darunter große Posten Reste,
besten Waschstoffen für Herren- und Knaben-Anzüge
Gardinen, Sofastoffen, Teppichen, Decken
Leinen- und Baumwollwaren, Bettfedern
sind große Posten neu eingetroffen
und werden außerordentlich billig verkauft.

Jakobsstrasse 50.

Großes Konzert!

Das europäische Konzert
Eröffnet in großen Chören,
Weit sind die Ohren aufgesperrt
Um deutlich es zu hören.
Das Ding mißfällt dem Chinamann
Im allerhöchsten Grade,
Damit er's besser hören kann,
Erfolgt jetzt 'ne Motade.

Der Franzmann den Tenor ihm singt,
England und Deutschland zeigen,
Wie herrlich ihre Stimm' erklingt —
Rußland spielt erste Geigen.
Bleibet wird Herr im Chinaland
Der Boyer müßte Wasse,
Dann heißt ohio und elegant
Sie Zehden, Jakobsstrasse.

Sommer-Paletots in Satin und Kammgarn . . . von 18—28 Mt.
Jackett-Anzüge in Kammgarn und Buckskin . . . 14—40 Mt.
Hoch-Anzüge in Satin und Diagonal . . . 24—42 Mt.
Jünglings-Anzüge in Buckskin und Cheviot . . . 7—15 Mt.
Knaben-Anzüge, hochlegante Facons . . . 2.50—10 Mt.
Einzelne Jacketts und Hosens . . . 2—12 Mt.

Sämtliche Schuhwaren für Herren, Damen und
Kinder enorm billig.

Arbeiter-Garderobe ebenfalls sehr billig.

Kaufhaus Max Zehden

50 Jacobs-Strasse 50

Einziges bevorzugtes Etablissement Magdeburgs.

neben der Buchhandlung Volksstimme.

Jakobsstrasse 50.

12 Stück Fahrräder neue und ge-
brauchte billig Fr. Schrader, Peterstr. 12.
Nat. u. Auskunfts-Bureau in der deutschen
Arbeiter-Verzorgung. Mottekstr. 22 I. Sämtliche Lauben stilig zu verkaufen,
auch einzeln, Endelstraße 1, 1 Tr.

Der Verkauf der Restbestände

B. Jsakowitz'schen Konkursmasse

und anderer Waren
wird fortgesetzt und sind nochmals im Preise herabgesetzt.

Das Lager bietet noch folgende Artikel:
Stroh-, Filz- und Seidenhüte, Normalwäsche, Oberhemden, Macco-Unter-
zeuge, Krawatten, Kragen und Manschetten, Handschuhe, Socken, Damen-
strümpfe, Mützen, Stöcke, Herren- und Damen-Schirme und verschiedene
andere Herren-Artikel.

30 Breiteweg 30.

Der Inventur-Ausverkauf

im Magazin Heilbrunn

beginnt **Montag, den 25. Juni** und dauert nur **kurze Zeit.**

Die Preise der meisten Artikel sind bedeutend ermässigt.

1707

Als besonders vorteilhaft empfehle:

Farbige Wassergläser rosa und grün	5 Pf.	Bierkrüge mit Patentverschluß und Delfidecor	28 Pf.	Waschbretter	45 Pf.
Honigbosen	9 Pf.	Mehlmehlen, rosa, groß	40 Pf.	Amerik. Patentschneeschläger	27 Pf.
Glasauffänge	55 Pf.	Gewürztagere mit 6 Löchern	80 Pf.	Sparschälmesser	3 Pf.
do. auf hohem Fuß	85 Pf.	Dec. Milchtöpfe	5 Pf.	Emailegrudekessel 50, 75 und 95	95 Pf.
Wasserflaschen mit Glas	10 Pf.	Tassen, weiß	5 Pf.	Zinoline, bestes Emailleputzmittel	14 Pf.
Fußgläser	5 Pf.	Kaffeekannen	25 Pf.	Salatselher	35 Pf.
Weingläser, Halbkristall	8 Pf.	Dec. Tassen	12 Pf.	Kaffeemaschinen	35 Pf.
Glaschalen	5 Pf.	Einzelne Tassen	21 Pf.	Gasanzünder	50 Pf.

Einen großen Posten **prima Holzwaren weit unter Preis.**

Handtuchhalter poliert	18 Pf.	Messerkasten	25 Pf.	Schneidebretter mit Brandmalerei	35 Pf.
Eichen-Paneele von 150 Pf. an		Eichen-Konsole	von 48 Pf. an	Eichen-Gewürzschränke	85 Pf.
Eichen-Salzmehlen, reich verziert	75 Pf.	Eichen-Sandapotheken	325 Pf.	Eichen-Gewürztagere von 58 Pf. an	

Empfehle mein reichhaltiges Lager
ff. schwarze Kammgarne und Cheviots.
Vorteilhafter Einkauf
der vorgerückten Saison wegen
in Sommeranzug-, Paletot-, Hosen-, Joden- u. Waschkloffen.
Oscar Bruch, Kaiserstr. 12.

H. Reichardt
Schuh-Geschäft
Neustadt, Breiteweg 120 a
empfiehlt in großer Auswahl
Schuhe und Stiefeln
in solider Ware zu billigen Preisen.

Zur gefl. Beachtung!
Das Goldschmiedegewerbe ist dem tausenden Publikum gegenüber mit großer Verantwortung betraut und hängt viel von Vertrauenssache ab. Jedermann wird daher im eigenen Interesse gut thun, seinen Bedarf in Verlobungsringen, Ringen mit echten Steinen und Goldwaren-Reparaturen direkt beim Fachmann zu decken. Meine Ring-Fabrik und Reparaturwerkstatt sowie Goldschmiedewerkstatt befindet sich nicht mehr Nr. 6, sondern nur
5 Goldschmiedebrücke 5
großer Laden und große Schaufenster
Magdeburger Ring-Fabrik
Verkauf an Private! **R. Sasse** Verkauf an Private!
Juwelier und Goldarbeiter.
Bitte genau auf meine Firma und Hausnummer 5 zu achten und nicht mit dem Geschäft im Nebenhaus Nr. 6 zu verwechseln; nach meinem Umzug befindet sich da überhaupt meine Goldschmiederei nicht mehr.
1715

Maschinen-Strickerei u. Wollannahme gegen Stoff. Graue und weiße Wollwatten. 647
Magdeburg, Dreieckstr. 4.
* Junge franz. Widderkaninchen sind zu verkaufen Alte Neust., Weinbergstr. 10.

Heinrich Casper
133 Breite Weg 133
Sommer-Anzüge
Sommer-Paletots
Sommer-Joppen
Sommer-Jackets
Sommer-Hosen
Radfahrer-Anzüge
Radfahrer-Hosen
Jünglings-Anzüge
Knaben-Anzüge.
Grosses Stoff-Lager!
Anfertigung nach Maß.
Heinrich Casper
133 Breite Weg 133
Ecke Dreieckstr.

Keine nassen Füße mehr! Überall zu haben.
Mache dein Schuhzeug mit
LAVAL
wasserdicht - weich - dauerhaft
Bestes Lederfell - Einzige bestmögliche Mittel.

Der beste Fußboden-
anstrich der Welt
1884
zum Selbststreichen der Fußböden ist und bleibt **Kessler's Bernstein-Oel-Lack** mit Farbe. Derselbe trocknet in 8 Stunden und wird steinhart. Ein Anstrich nur nötig, da derselbe vorzüglich deckt und an Glanz und Haltbarkeit unübertroffen ist. 2 Pfd. = 1.60 Mk., 5 Pfd. = 4.00 Mk., 10 Pfd. = 7.50 Mk. inkl. Büchse, ausgemogener Pfd. 75 Pf., bei 10 Pfd. 70 Pf., sowie sämtliche Lacke und Farben liefert in Detail-Geschäften zu Fabrikpreisen
Kessler's Lack-Farben-Fabrik, Magdeburg Berlinerstraße 23/24.

Carl Julius Braun
Leder-, Schäfte- und Schuhmacherbedarfsartikel-Handlung
Budau, Schönebeckerstraße Nr. 48
hält sich bei Bedarf bestens empfohlen.

Eine leistungsfähige, solide Lebens-Versicherungs-Gesellschaft sucht für das kleinere Geschäft - Arbeiter- u. Kindervers. mit wöchentlichen Beiträgen von 10 Pf. an, Sterbefallensvers. mit monatlichen Prämien von 1 Mark an -
Krebstame **Blatz u. Reiseagenten.**
Reichliches Arbeiten, hohe Bezüge, ev. Lebensstellung.
Offerten unter **M. G. 89** an die Exped. d. Bl. erbeten.
1733

Trotz
der gestiegenen Kaffeepreise verkaufen wir rein schmeckende und kräftige
Kaffee-Melange
pro Pfund zu 60 Pf.
Buchthals Kaffee-Magazine
Magdeburg, Jakobsstr., Ecke Tischlerkrugstr.
Neustadt, Breiteweg 118
Eudenburg, Breiteweg 52 a.
1705

Gutenbergs Leben.

Von E. Krafft.

Genau hat leider die Geschichte das Geburtsjahr des Altmeyers Gutenberg bis heute nicht ermitteln können; es läßt sich nur als bestimmt annehmen, daß es in eines der letzten Jahre des 14. Jahrhunderts, also 1398, 1399 oder 1400, fällt. Ueberhaupt ist von Gutenbergs Kindheit und Jugend sowie von seinem Bildungsgange nicht das geringste bekannt. Nicht eine Spur deutet auf diese, deren nähere Umstände sicher das interessanteste an dem Lebensgange des großen Erfinders sein müssen. Bleibt es doch merkwürdig, daß Gutenberg, der stolze Junker mit soundsoviel Äpfeln, der Sprößling eines der angesehensten Patriziergeschlechter, sicherlich aufgewachsen in den Bourgeoisentümern seines Standes und seiner Zeit, sich dem Betriebe eines Gewerbes, oder sagen wir: einer Kunst, widmete.

Wir erhalten die erste Nachricht von Johannes Gutenberg erst im Jahre 1434 durch eine von ihm veranlaßte Verhaftung des zufällig in Straßburg anwesenden Mainzer Stadtschreibers; die Verhaftung erfolgte einer Zinsschuld wegen, die der Magistrat der Stadt Mainz an Gutenberg schuldete; als die Behörde der Vaterstadt Gutenbergs jedoch Zahlung versprach, ließ dieser den Stadtschreiber sofort in Freiheit setzen.

Aber erst der Prozeß Jürgen Driehens gegen Gutenberg im Jahre 1439 berührt wenigstens die Anfänge seiner Erfindung. Dieser Prozeß hatte den neuesten Forschungen von Professor Diakto in Göttingen zufolge folgende Ursache:

Ende 1437 hatte sich Gutenberg mit Hans Niffe befaßt Herstellung technischer Arbeiten als Verkaufsartikel zur Aachener Heilungsfahrt, die alle sieben Jahre stattfand, verbunden. Ein gewisser Andreas Driehens, der früher schon mit Gutenberg gearbeitet hatte, sowie ein Andreas Heilmann wollten gleichfalls an dieser Vereinigung teilnehmen und wurden auch gegen ein Eintrittsgeld von je 80 Gulden in den Bund aufgenommen. Bei einem Besuch in Gutenbergs Wohnung bemerkten die beiden, daß er noch andere vor ihnen verheimlichte Künste betreibe. Sie drangen in ihn, „alle ihre Kunst, die er künde, nit vor iuen zu verbergen,“ sie vielmehr alles zu lehren, „so er fürbasser oder in ander Wege mehr erkunde oder wußt“. Hierauf kam ein neuer Vertrag zustande, wonach jeder der beiden weitere 125 Gulden an Gutenberg zu zahlen und die Kosten und Arbeiten des Unternehmens für seinen Teil zu tragen hatte. Der Vertrag galt auf fünf Jahre mit der Bestimmung, daß, wenn einer der Genossen vorher stirbe, an dessen Erben 100 Gulden ausbezahlt seien, die Gerätschaften und hergestellten Arbeiten aber, zur Wahrung des Geheimnisses, der Genossenschaft verbleiben sollten. Ende 1438 starb Andreas Driehens, nachdem er für das geheimnisvolle Werk sein kleines Vermögen geopfert hatte, und sein Bruder Jürgen verlangte nun, zugleich im Namen eines dritten Bruders, Nikolaus, an Stelle des Verstorbenen in den Bund einzutreten. Gutenberg wies ihn ab, und darüber kam es (1439) zum Prozeß. Durch vierzehn Zeugen versuchte der Kläger nachzuweisen, daß sein verstorbenen Bruder alles an das Unternehmen gehängt und noch nichts vom Gewinn erhalten habe, während Gutenberg durch vier Zeugen die Vertragsbedingungen nachwies und durch einen Eid erhärtete, daß Andreas Driehens ihm von dem Aufnahmekapital noch 85 Gulden schulde. Wie zu erwarten, lautete das Urteil vom 12. Dezember 1439 auf Abweisung des Klägers, dem Gutenberg nur 15 Gulden ausbezahlen hatte. Aus den Aussagen der Zeugen in diesem Prozeß ergibt sich, daß Gutenberg neben anderen mechanischen Arbeiten, wie Stein-

polieren und Spiegelschleifen, noch ein sehr verborgen gehaltenes Werk betrieb, nämlich das Drucken mit beweglichen Lettern. Wiederholt wird von einer „Presse“ in der Wohnung des Andreas Driehens gesprochen und von vier unter ihr befindlichen Stücken, die nach seinem Ableben Gutenberg sogleich auseinanderzunehmen befehlt, „uff daz man nit gewissen kunne, was es sy“; zwei Wirbel an der Presse sollen aufgethan werden, damit die Stücke auseinanderfielen.

Während seines Straßburger Aufenthaltes wohnte Gutenberg im Kloster St. Arbogast. Dort führte er ein zurückgezogenes Leben, weshalb wohl auch so wenig von ihm bekannt geworden ist. In der Stadt schloß Gutenberg sich keiner bürgerlichen Zunft an, sondern hielt zur patrizischen Genossenschaft der unzüftigen Gewerbetreibenden.

Erst 1448 tauchte Gutenberg in Mainz auf. Jedenfalls war seine Erfindung damals schon weit vorgeschritten, denn zwei Jahre später, 1450, entschloß sich Johann Faust, ein ebenso vorsichtiger wie wohlhabender Mainzer Bürger, ihn zum Betriebe seiner neuen Kunst mit größeren Kapitalien zu unterstützen. Er war der kapitalistische Ausbenter Gutenbergs und sozusagen der erste „Prinzipal“ im Buchdrucker-gewerbe. Er ließ ihm zu diesem Zweck vorstufweise 800 Gulden, wofür Gutenberg die Herstellung des Gerätes übernahm und es Faust verpfändete. Faust behielt sich außerdem schriftlich sechs Prozent Zinsen vor, während er mündlich versprach, davon abzuziehen. Ferner hatte Faust jährlich noch 300 Gulden bar einzuziehen sowie die Auslagen für Gesindelohn, Hauszins, Druckerwärze, Pergament und Papier zu bestreiten; er mußte sich demnach von der neuen Erfindung unaussprechlichen Erfolg versprechen.

Wie ungeduldig mag damals Gutenberg die Vollendung seines Lebenswerkes ersehnt haben, um ohne weiteres auf alle Bedingungen des geriebenen Faust einzugehen! Aber er hatte sich getäuscht; so schnell wie er gehofft, gelang das Werk nicht, dagegen wuchsen die Auslagen von Tag zu Tag. Faust war ungeduldig und drängte, und als ein verachteter Vergleich sich zerschlug, forderte dieser sein erstes Darlehen von 800 Gulden nebst 250 Gulden Zinsen und weitere 800 Gulden nebst 140 Gulden Zinsen, endlich 36 Gulden Zinseszinsen, mithin 2026 Gulden von Gutenberg zurück. Natürlich konnte der Erfinder nicht zahlen, und so kam es zur Klage. Nach dem Richtersprüche sollte Gutenberg über alle von Faust erhaltenen Gelder Rechnung legen; was davon nicht für das gemeinsame Unternehmen verbraucht war, sollte bis zur Höhe von 800 Gulden in das erste, vertragmäßig zurückzahlende Kapital einbezogen, das übrige zur Schuld hinzugeschlagen werden.

Hierdurch war der finanzielle Ruin Gutenberg's besiegelt. Das verpfändete Druckgerät verfiel dem Gläubiger, der nun das Geheimnis mit Peter Schöffer, seinem Gehilfen und Schwiegersohn, sehr geschickt auszubenten verstand. Gutenberg vermochte seinen vollständigen Zusammenbruch noch bis zum Jahre 1458 hinauszuziehen, dann aber geriet er in die äußerste Bedrängnis. Auch der Apparat zur sechsunddreißigzeiligen Bibel ging jetzt in Besitz eines anderen Druckgenossen, Hermann Pfisters, über und wanderte nach Bamberg. Aber trotz der nun drohenden Konkurrenz und seiner eigenen verzweifelten Lage fand Gutenberg nochmals einen Helfer. Es war der Mainzer Stadtsyndikus Dr. Konrad Homery, der ihm die Mittel gab zum Drucke eines neuen großen Werkes, des 1460 vollendeten „Catholicon“.

Der Kurstreit zwischen dem vom Papst abgesetzten Erzbischof Dietrich von Speyer und dem an seiner Stelle ernannten Grafen Adolf von Nassau, der, mit dem Siege des letzteren, Mainz am 1. Oktober des Jahres 1462 die

Freiheit kostete und einen Teil der Stadt, darunter die Druckereien zerstörte, zwang auch Gutenbergs Jünger zur Auswanderung. Was damals für Mainz ein Unheil war, wurde für die Welt zum Segen, denn durch diese Auswanderung verbreitete sich die neue Kunst in unerwartet schneller Weise. Schon 1465 kam die Buchdruckerei durch Deutsche in das Kloster Subiaco bei Rom, 1467 nach Rom selbst, 1468 nach Augsburg und Basel, 1469 nach Venedig und Mailand, 1470 nach Nürnberg, sowie nach Paris. Auch in Paris waren es Deutsche, die, von Professoren der Sorbonne berufen, die ersten Buchdruckereien einrichteten. Das Jahr 1471 bezeichnet endlich die Begründung der englischen Typographie. In Wien hatte im Jahre 1482 ein unbekannter fahrender Drucker eine Werkstätte aufgeschlagen, aus der einige Werkchen hervorgingen; festen Sitz gewann die Buchdruckerei hier erst durch Johannes Winterburger (1492).

Der Erfinder, der an dem Kurstreit auf Seiten der Adelspartei und des neuen Erzbischofs gestanden hatte, erhielt von Adolf am 18. Jänner 1465 eine Hofprünche in Anerkennung der „anmütigen und willigen Dienste, die ihm und seinem Stifte der liebe getreue Gutenberg gethan“. So war er wenigstens im Alter vor Not geschützt, und er siedelte nun an den kaiserlichen Hof in Eltville über. Dort lehrte Gutenberg noch die Brüder Bechtermünze seine Kunst, aber nicht lange darauf, Ende 1467 oder Anfang 1468, starb er. Nach einer glaubwürdigen Nachricht wurde seine sterbliche Hülle in der Franziskanerkirche zu Mainz beigesetzt.

Das ist, in kurzen Zügen geschildert, der Lebensgang Johannes Gutenbergs, der zwar um den materiellen Erfolg seiner Erfindung betrogen werden konnte, dessen Ruhm aber ihm verblieben ist und unbestreitbar bleiben wird bis ans Ende der Tage. Die ganze zivilisierte Welt wird in diesen Tagen des Mainzer Sohnes gedenken, der vor einem halben Jahrtausend das Licht der Welt erblickte um später der Welt das Licht zu geben.

Soziale Bewegung.

Achtung! Buchbinder. Die Galanterie-Arbeiter der Firma Huböck u. Ko. in G. B. H. n. S. A., sind in den Ausstand getreten, weil mannehmbare Lohnabzüge gemacht und weitere für den Herbst in Aussicht gestellt wurden.

In Mainz haben die Gasarbeiter der städtischen Gasfabrik haben, die ihnen auf ihre eingereichten Forderungen (Einführung der Achtfundenschicht und Stundenlohn von 45 Pfg.) kein Entgegenkommen gezeigt wurde, sämtlich die Arbeit niedergelegt. Eine Besprechung am Nachmittag mit der Bürgermeisterei, die sofortige Aufnahme der Arbeit verlangte, hatte kein Ergebnis. Nach weiteren Beratungen erklärten sich die Ausständigen zur Wiederaufnahme der Arbeit bereit gegen das Versprechen, daß sofort nach dem Gutenbergfest ihre Lohnforderungen einer wohlwollenden Beratung durch die Stadtverordnetenversammlung unterzogen werden. Die Bürgermeisterei versprach die Forderungen sofort nach dem Gutenbergfest der Stadtverordnetenversammlung zu unterbreiten.

Die Streiklausel. Ermuntert von der Berliner Oberscharfmacher-Ligue haben die Hofier Bauprogen an den dortigen Magistrat das Ersuchen gerichtet, bei Vergebung städtischer Arbeiten die Streiklausel in den Vertrag aufzunehmen. Der Magistrat hat das Gesuch abgelehnt, weil keine besonderen städtischen Bauarbeiten auszuführen werden. Das unerschämte Verlangen rundweg abzulehnen, wie es sich gehört hätte, dazu hatte der Magistrat der Stadt Hof nicht den Muth.

Fenilleton.

Der Millionenbauer.

Von Max Kreher.

(108. Fortsetzung.)

Hugo lächelte, zerriß Brief und Couvert in vier Teile, warf die Schnitzel in den Kamin und wartete so lange, bis die Flammen den letzten Rest vernichtet hatten. „Sie ist wirklich überspannt, aber ein gutes Herz hat sie doch. Vielleicht wird sie vernünftig durch Rigard,“ dachte er, konnte aber die Gedanken nicht weiter ausspinnen, weil Marie eintrat.

Die Droschke wartete bereits. Mit fröhlichen Gesichtern gingen beide hinunter. Nach kaum einer Viertelstunde waren sie am Ziele. Die Majorin empfing sie auf das herzlichste und freute sich, als sie beide in so außerordentlich gutem Einvernehmen erblickte. Ihr Mann war wie gewöhnlich in seinem Zimmer. Gleich nach seiner Rückkehr von seinem täglichen Ausgange war der Brief Köppkes eingetroffen, den Hugo in aller Frühe zur Post gegeben hatte. Die Baronin war gerade dabei, den Eindruck zu schildern, den das Schreiben auf ihren Mann gemacht hatte, als der Major hereintrat. Er hatte die Stimme Hugos vernommen und nicht länger allein zu bleiben vermocht. Eine schlaflose Nacht lag hinter ihm, die deutliche Spuren auf seinen ermatteten Zügen zurückgelassen hatte. Sollte er ihm jagen, was er gelitten hatte? Nein, nein — nur Gott wußte es außer ihm, und es sollte so bleiben. Dort saß er ja, leibhaftig, frisch und gesund, mit dem alten unternehmenden Bäckeln auf den Lippen.

Er blieb an der Thür stehen; es schien, als könnte er

nicht weiter. Dann aber geriet er in Bewegung. „Hugo!“ war alles, was er hervorpressen konnte.

„Papal!“ Sie lagen sich in den Armen und hielten sich lange umschlungen. Die Majorin stand mit gefalteten Händen zur Seite und betrachtete beide feuchten Augen.

„Frau Schwiegertochter — können Sie mir verzeihen? Sie werden doch alles wissen. Aber denken Sie an mein weißes Haar... Gehen Sie nicht zu arg mit mir ins Gericht. Sie dürften es, denn er ist Ihr Mann. Ich wäre doch daran zu Grunde gegangen.“

„Aber bester Herr Major. Ich bitte Sie von Herzen — kein Wort mehr darüber, betrachten Sie mich als Ihre Tochter, und ich bin zufrieden und glücklich. Tausendfach will ich es Ihnen danken.“

Sie war auf ihn zugesprungen und küßte ihm die Hand. Und er zog sie an sich und drückte den ersten Kuß auf ihre Stirn. Einen Augenblick drohte ihm die Rührung zu übermannen, dann aber war er wieder gefaßt. Fest und sicher, mit lebenswürdigem Miene begleitete er Marie auf ihren Platz zurück.

Zwei Wochen waren vergangen, als Köppke eines Vormittags durch die Straße fuhr, in welcher der alte Freiherr wohnte. Es war Mitte März, die Sonne schien hell und verheißungsvoll und verführte mit ihren wärmenden Strahlen den nahenden Frühling. Alles schien aufzuleben unter dem warmen Gefühl, die Starrheit des Winters gebrochen zu sehen. Die Gesichter der Menschen glänzten, die Häuser lagen in blendendem Licht in reiner Bläue wölbte sich der Himmel.

Köppke saß seelenvergnügt in seiner alten Kalesche, kante an seiner Cigarre und blickte aufmerksam nach rechts und links. Er wollte zu einem Bau fahren, der vereinzelt in der verlängerten Straße lag, und zu welchem er das

Geld gegeben hatte. An der letzten Querstraße, in ziemlich einsamer Gegend, sah er Heckenstett senior daher kommen. Sollte er ihn anreden? Eine Weile überlegte er. Aber weshalb nicht? Es war ja alles in Ordnung; auch sein Schwiegersohn hatte das Nötige gethan. Er gab dem Kutscher einen Schlag mit dem Stock und befahl zu halten.

„Guten Morgen, Herr Major. Wie geht's? Schon wieder auf den Beinen?“ rief er Heckenstett zu, als dieser bei ihm vorüber wollte. Um sich recht sichtbar zu machen, beugte er sich weit aus dem Wagen.

Heckenstett lugte und warf einen Blick zur Seite. Dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, mit derselben ersten Miene, gemessenen Schrittes, wie es seine Gewohnheit war, letzes Weges weiter.

Köppke war betroffen; das hatte er nicht erwartet. „Na, denn nicht — Willem, fahre weiter,“ sagte er laut und lehnte sich wieder zurück. Sollte er sich ärgern? Nein, gewiß nicht. Das hätte noch gefehlt! Darüber war er längst hinweg. Diese Freude wollte er den andern nicht mehr bereiten. Wenn Henriette auch das Regiment wieder führte, wenn er auch jeden ihrer Wünsche erfüllen mußte — am Zügel hatte sie ihn noch nicht. Möchten alle ohne ihn verkehren — er pffiff darauf.

Gleichgültigkeit auf den breiten Zügen, blickte er in die flache Landschaft hinein. Dann bemühte er sich zum ungezählten Male die Cigarre anzuzünden. Ja, es lohnte sich wirklich nicht, aufs neue den Beleidigten zu spielen. Er blieb trotz alledem der reiche Mann; das war nicht zu ändern. Stand nicht der Sommer vor der Thür, lockten nicht wieder Wilmersdorf und hundert andere Vergnügungsorte? Gewiß, er wird sich nach wie vor auf eigene Faust amüsieren — er, Hans Köppke aus Schöneberg! —

Ende.

Zur Lage der Landarbeiter. Gelegentlich der Beratung der sozialdemokratischen Interpellation über die einseitigen Zuchtungsgeetze hatte Graf Bülow im Reichstage bestritten, daß die auch von uns erwähnte Note, in welcher die Italiener vor der Auswanderung nach Preußen gewarnt werden, einen amtlichen Charakter trage. Die Volkszeitung teilt nun den authentischen Text dieser Note mit. Sie lautet: „Es ist bekannt, daß die Grundbesitzer im östlichen Preußen seit geraumer Zeit über den fortwährenden Arbeiterbewegung aus jenen Gegenden in lebhafter Sorge sind; man hat darum einen Ersatz durch italienische Bauern ins Auge gefaßt. Es möge jedoch darauf hingewiesen werden, daß der Hauptgrund für die Auswanderung jener Landarbeiter in der ganz elenden Lage zu suchen ist, die ihnen durch die Herzlosigkeit und Profitgier der Arbeitgeber bereitet wird. Ungelockt durch namhaft höheren Verdienst, durch die Unabhängigkeit und minder schwere Arbeit, suchen die Landleute im östlichen Preußen in den übrigen Provinzen Deutschlands Beschäftigung in den Fabriken, bei öffentlichen Arbeiten wie Eisenbahn- und Kanalbau. Seither hat man versucht, den Ausfall durch Landarbeiter aus dem benachbarten Polen und Rußland zu decken. Da aber dieser Versuch mißglückte, will man jetzt italienische Bauern herbeiführen. Eingehende und gewissenhafte Erkundigungen an Ort und Stelle berechtigen uns zu der Erklärung, daß die italienischen Landarbeiter, weit entfernt, bei genannten Grundbesitzern eine bessere Lage zu finden, in Bezug auf Lohn, Kost, Unterkunft und Behandlung ein Leben zu erwarten haben, welches in jeder Hinsicht noch hinter dem in der Heimat zurückbleibt. Wir hoffen darum, daß unsere Landsleute sich nicht zur Auswanderung in jene Gegenden verführen lassen; es sei denn, daß sie sich zuvor durch regelrechte Verträge mit ausreichenden Bürgschaften einer Entlohnung versichert haben, welche die Opfer einer Ueber siedelung ausgleicht.“ Diese Note wurde vom Amtsblatt des italienischen auswärtigen Amtes, dessen Chefredakteur Abteilungschef im auswärtigen Amte ist, veröffentlicht. Ausgearbeitet wurde die Warnung auf Grund der amtlichen Berichte italienischer Konsuln im deutschen Reiche, außerdem wurden die Regierungspräsidenten Norditaliens amtlich zur Verbreitung der Warnung aufgefordert. Das genügt wohl, um den amtlichen Charakter der Note festzustellen. Welches Licht diese auf die Verhältnisse der ostpreussischen Landarbeiter wirft, geht aus folgender Schilderung, die der Korrespondent der Volkszeitung nach amtlichem Material von der Lage der italienischen Landarbeiter macht, hervor: „Es erregt das Staunen und das Mitleid des Ausländers, wenn er sich durch den Augenschein davon überzeugt, mit welcher Unterkunft und mit welcher Nahrung der kleine Besitzer oder Pächter auf dem Lande und gar der ländliche Tagelöhner vorlieb nimmt und ohne Murren auskommt. Auf ganzen Gütern sieht man das Personal, auf welchem die eigentliche Bewältigung der Arbeit ruht, jahraus, jahrein in Hütten wohnen, die sich die Leute aus Stroh und Schilf um ein kegelförmiges Holzgestell errichten. Ihr Anblick erinnert mehr an die Abbildungen, die man von Hottentottenkraalen und Botokubengarnen in Erinnerung hat, als an Familienwohnungen civilisierter Menschen. Im rauch erfüllten Innern dieser Capannen nächtigt die ganze Familie ohne Unterschied des Alters und Geschlechts mit dem Schwein und den Hühnern zusammen. Was das Material zur Errichtung derartiger Strohzelte fehlt, dienen Ruinen, Felslöcher, Höhlen, welche in den weichen Stein gegraben werden, zur dauernden Behausung. Nicht minder schlecht ist die Ernährung. Es ist kaum glaublich, mit wie einfacher und geringer Beköstigung diese hart arbeitenden Menschen auskommen. Wie oft sieht man sie unterwegs an einem Brunnen oder um einen Quell gelagert; in sein kühlendes Maß tauchen sie ein paar grüne Salatblätter oder einige rohe Bohnen, die sie ohne jede Zuthat zu trockenem und hartem Brot verzehren. In Oberitalien bildet der aus Maismehl gekochte Polenta vielach die Hauptnahrung der Landbevölkerung; „poco polenta“ (ein bißchen Maismehlbrei) kehrt in den Berichten der amtlichen Untersuchung unter der Mäbrü Ernährung des Landarbeiters dieser Bezirke mit melancholischer Eindringlichkeit wieder. Das sind die Gegenden, worin die schlimmste Plage der Pellagra sich eingemischt hat, eine Hautkrankheit, deren Entstehung sich auf ungenügende und ungesunde Nahrung zurückführt und die in ihrem Verlauf körperliche und geistige Entartung nach sich zieht.“ So geht es den italienischen Landarbeitern, die gewarnt werden, nach Preußen auszuwandern, weil Lohn, Kost und Unterkunft dort noch schlechter sind als in der Heimat. Wie muß es da den Landklaffen auf den ostpreussischen Latifundien erst ergehen. —

Vermischte Nachrichten.

Die Vernehmung des Bönczi in der Sipischulischen Erbschaftsangelegenheit hat, wie angeordnet, diesen Donnerstag im Untersuchungsgefängnis stattgefunden. Bönczi erklärte wiederum, am Mord unbeteiligt zu sein und nichts darüber auszusagen zu können, ob die alte Frau Schulte oder deren Stieftochter zuerst ermordet worden sei. Seine Ehefrau sagte aus, daß sie gleichfalls über diese Frage nicht unterrichtet sei, da ihr Mann ihr nichts mitgeteilt habe. — Wegen Doppelmordes, verübt an der Häuslerfrau Malika und deren Sohn, ist der Arbeiter Djada aus Breslau vom Schwurgericht in Bries zum Tode und 15 Jahren Zuchthaus verurteilt worden. — Die Fragen der Kaiserin. Bei dem Mansfelder Bergfest wurde der Vorsitzende des Vereins reichstreuer Berg- und Hüttenleute, G. Krone-Gerbstedt von der Kaiserin am 12. Juni empfangen. Krone wurde, wie der Bergbote erzählt, dann von der Kaiserin gefragt, wie stark

der reichstreue Werkstoff sei und ob auch Sozialdemokraten unter der gewerkschaftlichen Arbeiterschaft zu finden seien. — Die Antwort lautete: „Die Mansfelder bergmännische Bevölkerung hält bis jetzt und hoffentlich für alle Zeit an dem alten treuen Glauben und der Vaterlandsliebe, die sie von den Vätern ererbt hat, fest. Wirkliche Sozialdemokraten befinden sich unter ihr nicht, wohl aber noch hier und da schwache, verführbare Naturen. Diese zu stärken und auf dem Wege des Guten und der Pflicht zu erhalten, ist eine Hauptaufgabe des reichstreuen Vereins. Letzterer zählt jetzt gegen 9800 Mitglieder.“ Die Kaiserin sprach Krone ihre große Freude darüber aus, daß ein so guter Geist unter der gewerkschaftlichen Arbeiterschaft herrsche. — Die „verfluchte“ Königin. In Irland stand jüngst ein Angeklagter wegen „Verfluchung der Königin“ vor Gericht. „Die Königin zu verfluchen“, erklärte entkräftet der Richter, „ist, abgesehen vom Morde, ungefähr das schwerste Verbrechen, dessen ein Mann sich schuldig machen kann.“ Sprachs und diktierte dem Sünder eine Geldbuße von 20 Schillingen (ca. 20 Mark) auf. Man ist, so schreiben englische Blätter hierzu, an Ort und Stelle bis jetzt nicht ganz einig darüber, ob sich der Richter mehr in der Bemertung des Verbrechens oder mehr in der Abmessung der Strafe geirrt hat. —

Gutenberg'stanzeln.

Mein Schatz is a Drucker, A wildfischer Qua, Der druckt mir aufs Gofcherl Ja Bussel grad quia. Auf's pünktlichste hält er Dös Preßgesetz ein, Wennst ein Nachdruck versuchtest — Der b'sorget's Dir sein. —

Gerichtliche Urteile.

Sandgericht Magdeburg.

Die vielfach vorbestrafte geschiedene Emma Thiemede, geb. Walter, aus Oberweißbach, geboren 1865, hatte im Januar 1898 bei dem Schneidermeister Nechtenbach hieselbst drei Wochen lang auf Kredit Wohnung und Kost genommen und war dafür 24 Mark schuldig geworden. Durch die Vorverurteilung, sie besitze 3000 Thaler, die sie von ihrer Tante geerbt habe und wolle das Geld abheben, bewog sie ihn ferner, ihr bar 27 Mark Reisegeld zu leihen. Außerdem borgte sie sich von der Frau Nechtenbach, um angeblich bei den Verwandten anständig auftreten zu können, mehrere Schmuckfachen und reiste dann am 28. Januar heimlich ab. Die Angeklagte wurde wegen Betrugs und Unterschlagung einschließlich der noch abzubühenden 4 Monate 14 Tage Gefängnis zu insgesamt 7 Monaten Gefängnis verurteilt. —

Der Maurer Carl Zidatis, geboren 1859, ohne festen Wohnsitz, stahl in der Nacht zum 4. Mai d. J. aus dem Schweinestall der Witwe Wolter zu Venedorf ein Ferkel im Werte von 20 bis 25 Mark, das er schlachtete, zerlegte und mitnahm. Da wiederholter Rückfall vorliegt, erkannte der Gerichtshof auf 1 Jahr Zuchthaus, 3 Jahre Ehrverlust und Zulässigkeit von Polizeiaufsicht. —

Berurteilung eines Buren-Kämpfers. Aus Breslau wird gemeldet: Die Schlesiische Zeitung berichtet, daß der Generalstabsoffizier der 11. Division, Major Freiherr v. Reichenstein, der seinen Urlaub benutzt hatte, um im Lager der Buren den Kämpfen in Südafrika beizuwohnen, vom Kriegsgericht zu 6 Wochen Haft verurteilt wurde, die er gegenwärtig in Glatz verbüßt. —

Eine Rechtfertigung Picquarts. Das Pariser Zuchtpolizeigericht verurteilte den Redakteur des Echo de Paris. Gemeinderat Lepelletier, wegen Beleidigung Picquarts zu 2000 Frank Geldbuße und 100 000 Frank Schadensersatz. Auf Waldeck-Rousseaus Senatsrede und deren feierlichen Hinweis auf die „Gerechtigkeit der Weltgeschichte“ anspielend, sagte Labori als Vertreter Picquarts vor Gericht: „Die Hoffnung auf die Gerechtigkeit der Geschichte genügt Picquart nicht. Niemand hat das Recht, uns mit dieser Gerechtigkeit abzuzeichnen. Gewiß, sie bleibt unsere Zuversicht und sie wird nicht nur die einzelnen, sondern auch die Regierungen richten, aber die regelmäßigen Gewalten, die Gerichte eines freien Landes schulden den Bürgern eine andere Gerechtigkeit, als die der Geschichte. Diese fordere ich von Ihnen und hoffe, daß in Frankreich die Rechtspflege noch nicht bankrott geworden ist. Thun Sie zunächst Ihre Schuldigkeit, dann lassen Sie die Geschichte walten. Ich werde niemals zugeben, daß man mit großartigen Redensarten von geschichtlicher Gerechtigkeit einen Bruch der unmittelbaren geschäftlichen Gerechtigkeit beschönige.“ —

Vereine, Versammlungen, Vergnügen.

Naturheilverein Wilhelmstadt. Heute, Sonntag, Ausflug nach Wolmirstedt. Treffpunkt früh 6 Uhr an der Kirche. — Deutscher Holzarbeiter-Verband, Zahlstelle Magdeburg. Versammlungen finden statt: Sonntag, den 24. Juni, vormittags 11 Uhr, im „Bürgerhaus“, Stephansbrücke 33, Sektion der Korbmacher. — Montag, den 25. Juni, abends 8 1/2 Uhr, in der „Berbster Bierhalle“, Schöningerstraße 28, Bezirk Eudenburg. — Radfahrerklub „Stern“. Sonntag früh 4 Uhr Ausflug nach Dessau. Treffpunkt Strombrücke. — Diebstahl. Die Gewerkschaften, die an dem Sommerfest der Holzarbeiter der Zahlstelle Diebstahl teilnehmen wollen, treffen sich nachmittags 1 1/2 Uhr im Verbandslokal der Witwe Martens. Siehe Inzerat. — Sonntag, 24. Juni: Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter. Filiale Neue Neustadt. Vormittags 10 1/2 Uhr Generalversammlung bei R. Schall, Fabrikstraße 5/6.

Musikverein „Freiwilligkeit“ Magdeburg. Vormittags 9 Uhr Generalversammlung in der „Gemütslichkeit“, Schmidtstraße 53. Erscheinen aller notwendig. — Statthalter Einigkeit. Gemütsliches Beisammensein bei Mathies Umfassungstraße 21. — Eudenburg. Einigkeit. Jeden Sonntag von 4 bis 8 Uhr Spielabend im Lokale des Herrn Kofsch, Braunschweigerstr. 2. — Wolmirstedt. Verband der Wäner, Erd- und gewerblich. Hilfsarbeiter Deutschlands, Zahlstelle Wolmirstedt. Jeden Sonntag vor dem 1. und 15. Mitgliederversammlung im Gasthof zum Schwan. — Montag, 25. Juni: Arbeiter-Turnverein Neue Neustadt. Jeden Montag und Donnerstag Übungsstunde abends 8 Uhr in der städtischen Turnhalle, Umfassungstraße 76. — Naturheilverein Wilhelmstadt. Mitglieder-Versammlung abends 8 Uhr in Köhlers Restaurant, Große Diebstorfstraße. — Dienstag, 26. Juni: Burg. Freie Turnerschaft. Jeden Dienstag und Freitag abends 8 Uhr Turnstunde in der „Guten Quelle“, Koloniestr. 19.

Viehmarkt.

Magdeburg, 22. Juni. (Städtischer Schlacht- und Viehhof.) Auftrieb 118 Rinder einschl. 25 Bullen, 123 Kälber, 230 Schafvögel zc. 478 Schweine. Bezahlt für 100 Pfd. Lebendgewicht: Ochsen: a) vollfleischige 33—35 Mt., b) junge fleischige 30—32 Mt., c) mäßig bis gut genährte 28—30 Mt., d) gering genährte 25—27 Mt. Bullen: a) vollfleischige 30—32, b) mäßig bis gut genährte 28 bis 30 Mt., c) gering genährte 24—27 Mt. Färsen und Kühe: a) vollfleischige Färsen — Mt., b) vollfleischige Kühe 26—28 Mt., c) ausgemästete Kühe 24—26 Mt., d) mäßig genährte 23—24 Mt., e) gering genährte 20—22 Mt. Kälber: a) feinste Mast 42—46 Mt., b) mittlere 36—42 Mt., c) geringe 30—36 Mt., d) ältere gering genährte — Mt. Schafe: a) Mastlamm und jüngere Mastlamm 27—32 Mt., b) ältere Mastlamm 24—27 Mt., c) mäßig genährte 20—25 Mt. Schweine: a) vollfleischige 45—49 Mt., b) fleischige 47—48 Mt., c) gering entwickelte 46—47 Mt., d) Sauen und Eber 38—42 Mt. bei 40—50 Pfund Tara das Stück, schwere Schweine mit höherer Tara, Sauen und Eber mit 20 Prozent Tara, Tendenz: Mittelmäßig, bei Schweinen lebhaft. Ueberstand: 35 Rinder, — Kälber, 150 Schafe, — Schweine. — Käse und Felle (langsam mit Horn). Eshenhäute, schwere rote 35—37 Pfg., Lechshäute, leichte 30—32 Pfg., Kuhhäute 25—29 Pfg., Bullenhäute 25—26 Pfg., Kalbfelle (Waj) 49—45 Pfg. pro 1/2 Kilo, Kalbfelle (kleine) 4,25—4,50 Mark, Hammelfelle je nach Wollgehalt 1—4 Mark pro Stück. —

Wasserstände.

Table with columns for location, date, and water level changes. Includes sub-sections for 'Fier, Eger, Moldau', 'Mittelbe.', 'Inkrut und Saale', 'Elbe', 'Havel', 'Ober.', and 'Weichsel'.

Zur Beachtung für alle, welche an die Redaktion schreiben.

- 1. Wenn du etwas einer Zeitung mitteilen willst, thue dies rasch und schicke es sofort ein; denn was neu ist, wenn du es denkst, ist vielfach nach wenigen Stunden nicht mehr neu.
2. Sei kurz; du sparst damit die Zeit des Redakteurs und deine eigene. Dein Prinzip sei: Thatsachen, keine Phrasen.
3. Sei klar; schreibe nicht mit Bleistift, sondern mit Tinte und leserlich, besonders Namen und Ziffern; setze mehr Punkte als Komma.
4. Schreibe nicht „gestern“ oder „heute“, sondern den Tag oder das Datum.
5. Korrigiere niemals einen Namen oder eine Zahl; streiche das fehlerhafte Wort durch und schreibe das richtige darüber oder daneben.
6. Die Hauptsache: Beschreibe nie, nie, nie beide Seiten des Blattes. Hundert Zeilen, auf einer Seite geschrieben, lassen sich rasch zer schneiden und an den Seher verteilen. Es kommt oft vor, daß durch Beschreiben von beiden Seiten ein Beitrag heute keine Aufnahme mehr finden kann und für morgen zurückgelegt werden muß.
7. Gib der Redaktion in deinen sämtlichen Schriftstücken Namen und Adresse an. Anonyme Zuschriften kann die Redaktion nie berücksichtigen. —

Die Zeitungszeitung

Nr. 25

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1900

Wenn die Götter lieben . . .

Novelle von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

„Oh —!“ Es war ein langer, mitleidiger Seufzer, der durch das stille Zimmer hallte. Das stinkste der Briefblätter hatte ein Ende; da lag das letzte kurze Fettenchen mit bleistiftgeschriebenen, zitterigen Buchstaben. Draußen trommelte der Regen und im Schornstein pfliff der Wind eine neue Herbstklage, noch kläglicher, noch jammender als die vorhergehende.

Fröstelnd sah sich Doktor Wolfrath um; es durchschauerte ihn. Also das sollte das Ende sein von so viel Jugend, so viel Liebreiz?! Nein, das konnte nicht sein!

Er ließ die Hand so schwer auf die Platte des Schreibisches fallen, daß die armen kleinen Briefblätter empor flatterten und zu Boden wehten. Dann sprang er auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Die Uhr schlug elf. War's möglich, schon elf? So viel Zeit hatte er über diesen kindischen und doch so ernsthaften Briefen verträumt?

„Armes Ding,“ murmelte er und besah sich nachdenklich den roten Herzkäfer auf seinem grünen Glückskeesblatt, das ihm gerade zu Füßen lag. Er fühlte ein eigentümliches Krabbeln im Herzen und dann ein schmerzhaftes Zusammenziehen. Langsam blätterte er sich und las die Blätter wieder zusammen und verschloß sie — nicht in der Schublade bei den Liebesbriefen — nein, ganz allein für sich, sorgfältig und behutsam, wie man ein theures, nicht mehr zu ersetzendes Andenken verwahrt.

Es mußte in der Laune, in der nächtlich stillen Stunde, in der Witterung, der ganzen trüben Herbststimmung liegen, daß Wolfrath die Briefe ernst nahm, als sie ihm früher erschienen. Da hatte er jeden empfangen und gelesen, oft in aller Schnelligkeit in der letzten Minute vor dem Gang zur Redaktion, oder mitten zwischen der Arbeit, oder Abends nach einem Vergnügen, das das Blut erhitzt und die Sinne gefangen genommen hatte. Jetzt wußte er erst, was diese Briefe eigentlich waren — ein Verzweiflungsschrei, das bange Lechzen einer halbverschmachteten Kreatur. Jede sinnliche Regung, die ihm das graziose Mädchen eingeflüßt haben mochte, war unerblicklich verschwunden; er begehrte sie nicht mehr, er dachte einzig an sie mit einer großen Trauer. Im Frühjahr hatte es ihn oft verlangend gepackt, ihre lächelnden, plaudernden Lippen zu küssen; jetzt hatte er nur noch den Wunsch, ihre Hand zu fassen und zu streicheln.

Er beschloß auf's Geratewohl, noch einmal an sie zu schreiben; da sie auf seinen letzten Brief nicht geantwortet hatte, mußte es ihr schlecht gehen — „So bald es mir besser geht, kriegen Sie einen langen, langen Brief.“ —

„Mutterken, ich wer' doch nicht sterben müssen?! Mutterken, ach man ja nicht! —“

Es wimmerte aus allen Ecken; das war die geknickte Jugend, die nach Leben schrie! Und Leben ist Liebe.

Der Regen trommelte, der Wind pfliff. Die Schritte der Fußgänger draußen auf dem Trottoir waren längst verhallt; einsame, todtenstille Nacht. —

Jetzt dumpfes fernes Rollen; das war die Pferdebahn, von milden Gänken gezogen. Die trotteten durch Regen und Wind und sehnten sich nach Heu und Stall und Schlaf; nach weiter nichts.

Ein vereinzelter Fußgänger kam vorüber, seine Tritte verklangen dumpf: „tap, tap“, und nun immer ferner: „tap, tap“; so fallen Erbschollen auf einen Sarg — —

Wolfrath fuhr zusammen; auf dem Korridor schleichende Schritte, und nun stahl es sich an seiner Stufe vorbei. Er öffnete rasch die Zimmertür, der Schein seiner Lampe warf einen breiten Streif in den dunklen Flur; „Sind Sie's noch, Frau Müller? Gehen Sie doch schlafen!“

„Ach ne,“ wisperte eine klägliche Stimme, „ich!“

„Wer?“

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, Sie kennen mir wohl nicht, ich bin mit der Viktoria eingefeselt um so — um so —“

Der Doktor entsam sich jetzt. Diesen großen Jungen mit den überlangen Armen hatte er zuweilen mit dem hübschen Mädchen vor der Haustür gesehen, nur war der jetzt leichenblau, mit dick verschwollenen Augen. „Was wollen Sie denn noch?“ fragte Wolfrath unwirsch.

„Ach, sie haben ihr heute einjebuddelt,“ sagte der Junge wieder und trat aus dem Lichtstreif der Lampe weg, in's Dunkel, wie eine zusammengeknickte Latte lehnte er an der Wand. „Ich jehe ja schon. Frau Müller is lang zu Bette, ich habe ihr jebeten, ob ich noch 'ne Stunde in die Küche sitzen darf — in jehe ich ja auch“ — die Stimme ersticke ihn, es war, als ob er herausheulen müßte und sich dessen schente — „sie kommt ja doch nicht mehr wieder?“

„Wer kommt nicht mehr wieder?“

„Ach Niemand, nicht. Ich — ich dachte nur — entschuldigen Sie, Herr Doktor“ — der Junge wand sich verlegen, dann trat er wieder näher: „Mir war et, als müßte die Viktoria noch einmal wiederkommen. Sie hat mir nie nich en Krutz jeben und ich ihr nich; auf dem Sterbebett wollt' sie jerne, aber wir haben uns vor Mutteru genirt. Nu ärjert mir das so, daß wir so dümm waren; un ihr wird es auch ärjern.“ Er heulte laut auf:

„Sie haben ihr einjebuddelt“ — Der Schlucken stieß ihn.

„Sie haben eins über den Durst getrunken,“ sagte Wolfrath streng, und doch that ihm der Durst in der Seele leid. „Gehen Sie jetzt, fallen Sie nicht im Dunkeln!“

Langsam schlurte der lange Junge davon. Wolfrath hörte, wie er unsicher an der Thür herum tappte und mit dem Schlüssel klapperte. Dumpf fiel die Thür in's Schloß, nun war er weg.

Die Lampe in Doktor Wolfrath's Zimmer erlosch noch nicht; er schrieb an Susanne Werther.

* * *

Der Winter war da, die Saison im vollen Gange. An den Kaffeehäusern prangten täglich neue prahlerische Bettel; man machte Klame in allen Branchen.

Im Deutschen Theater gastierte Lothar Werther; das Haus allabendlich ausverkauft, durch die stille Schumannstraße rasselten Equipagen und Droschken, die elegante Damenwelt florirte im ersten Rang und in den Parquetlogen. Im Parquet drängten sich die Kritiker, beglakte und unbeglakte, solche mit und ohne Embonpoint. Der Beifall an jedem Abend war enorm, sei es, daß Werther in einer klassischen Rolle, oder in einer höchst modernen, höchst pitanten auftrat, immer war er der Meister. Es gab nur wenig Mörgler, die da behaupteten, sein ewiges Selbstspielen sei ermüdend, er kokettire mit einer gewissen geistreichen Nervosität, die er nicht besitze.

Werther war der Held des Tages, Berlin beehrte sich, dem einstigen Liebling seine immer noch wachsende Bewunderung zu Füßen zu legen. Es gehörte zum guten Ton, bei glänzenden Dinern den Meister an der Tafel zu haben, oder ihm noch in später Abendstunde nach dem Theater den Gästen als Leckerbissen vorzusetzen.

Doktor Ernst Wolfrath traf den Gefeierten in großer Gesellschaft. Der Mime verstand es, sich mit einer gewissen blasirten Würde immer unter dem Kronleuchter herumzudrehen. Die eine Hand im Busen, mit den nachlässig leichten Gesten der anderen seine Rede begleitend, gab er mit den milde abwärts gezogenen Mundwinkeln und den weit aufgerissenen, lebhaft rollenden Augen den Typus des genialen Mannes. Um die bleiche Stirn kränkelten sich dunkle Haare, nur an den Schläfen mischte sich Grau hinein. Das hartlose Gesicht war edel, aber vergebens forschte Wolfrath in diesen markanten Zügen nach einer Ähnlichkeit mit der Tochter. Susanne hatte nichts vom Vater, Alles von der Mutter — von dieser Mutter!

Der Doktor fühlte das lebhafteste Bedürfnis, sich

dem Mimen zu nähern und auf die Bekanntschaft mit der Tochter hin ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. So konnte er vielleicht erfahren, wie es Susanne erging; fern im Herbst auf's Geradenwohl nach Soben gesandter Brief war ihm „Abressath abgereift“, zurückgesandt worden.

Wie ging es ihr? Wo war sie? Wolfrath fühlte wieder das ganze alte Interesse, als er sich dem Vater so nahe sah. Susannes Bild stand mit einem Schlag, greifbar deutlich, hier mitten im Saal; in ihrer Lieblichkeit verdundelte sie all' die Mädchen ringsum. Ein ganzer Schwarm lichter Gestalten umflatterte jetzt den Mimen. Kostbare Fächer wurden hingestreckt, man bat um ein paar bleistiftgetriebene Worte der Erinnerung. Irgend ein kleines enfant gâté des Salons hatte diese Idee ausgeheckt, sie fand stürmische Nachahmung. Man bettelte, man schmeichelte — nur ein Blatt aus irgend einer Rolle auf dieses Eisenbleiblättchen des Fächers, und man war ausgezeichnet, beglückt! Und der geniale Mann zog einen goldenen Bleistift und schrieb goldene Worte eigenen und entlehnten Geistes.

Jetzt war ein Herankommen unmöglich; Wolfrath verschoob die Ansprache bis zu einem günstigeren Zeitpunkt und zog sich, gelangweilt, in eines der Nebenzimmer zurück. Dort fand er eine junge Dame, die er diesen Winter schon mehrfach in Gesellschaften getroffen. Sie hatte sich nicht an dem allgemeinen Werther-kultus betheiliget, und das gefiel ihm. Sie gefiel ihm überhaupt. Sie hatte nichts von Susanne, auch gar nichts, keinen Jng von der Pikanterie jenes Grissetengesichtchens, kein gleich reizvolles, immer wechselndes Augenspiel. Sie war ein großes gesundes Mädchen mit ruhig blühendem Gesicht, ebenmäßiger Gestalt und freundlichem Blick. Es ließ sich gut mit ihr sprechen, Doktor Wolfrath unterhielt sich angeregt; als er wieder in den Hauptsaal zurückkehrte, war der große Mimen gegangen. Es war eine Besonderheit des genialen Mannes, plötzlich aus allen Weisrauchwolken und dem ganzen Lament geräuschlos zu verschwinden; man nannte das: bescheidenes Sichzurückziehen.

Wolfrath schlief die Nacht sehr unruhig; erst lag er lange wach und machte sich Vorwürfe, nicht mehr aufmerksam Interesse für Susanne an den Tag gelegt zu haben; dann im Schlaf sah er ihre leichte Gestalt an sein Bett treten, im weißen Kleid, aber dasselbe gemacht wie ein Sterbehemd. Sie hielt die Augen geschlossen und die kleinen Hände auf der Brust gefaltet.

„Dufelchen,“ sagte sie heiser und ohne Betonung wie eine Schlafende, „Sie haben mich vergessen! Und Sie wollten mich doch nicht vergessen! Ich bin allein! Allein!“

Wolfrath fuhr auf; er hatte selbst laut gerufen: „allein“, und erschrak jetzt über die eigene Stimme.

Am folgenden Abend gab man im Deutschen Theater Hamlet; der große Gast kreuzte die Rolle für diese Saison.

Wolfrath sah im Parquet, in einer der vordersten Reihen. Mit unheimlicher Deutlichkeit sah er die Schminke, die untermalten Augen und den aufgepuppten Zug geistreichen Wahnsinnes auf der Stirn des Mimen. Ja, das war ganz dieselbe Pose, die er schon von der Photographie her kannte, auch nicht eine Linie von Gestalt und Gesicht anders bewegt, die war gut studirt. Ein grenzenloses Mitleid mit der Tochter, die nur so das Bild ihres Vaters erhielt, erfasste den Doktor; in der letzten Pause schickte er seine Karte in die Garderobe des Künstlers und bat, ihm nach der Vorstellung aufwarten zu dürfen. Er war nicht der Einzige, der das begehrte, aber als Mann der Presse hatte er den Vorrang.

Jedenfalls glaubte sich Werther auf ein Interview gefaßt machen zu müssen, er kam dem Besucher mit einer ausgesuchten Liebenswürdigkeit und faszinirendem Lächeln entgegen. „Mein Verehrter,“ säuselte das sonore Künstlerorgan, „was verschafft mir die Ehre? Wolfrath — Dr. Wolfrath — Freie Presse — nicht wahr? Ich bitte, nehmen Sie Platz, ich stehe zur Verfügung!“ Er warf die Hamlettrikots, die sich noch auf dem Ruhebett spreizten, zu Boden und machte eine schöne, runde Armbewegung. „Ich bitte!“

Der geniale Schauspieler hatte eine ganz eigenartige Art zu akzentuiren, auch im gewöhnlichen Leben. Er verweilte auf jedem Vokal mit gefanglichem Wohlklang und gab den Konsonanten eine rhythmische Schärfe.

Wolfrath sah ihm in's Gesicht — noch sah die Hamletfalte zwischen den düster gezogenen Brauen. „Verzeihen Sie, ich komme in einer ganz privaten Angelegenheit. Mein Name ist Wolfrath, Doktor Ernst Wolfrath, ich weiß nicht, ob Sie sich meiner —“

„Ich bitte, ich bitte —“ wieder die schöne runde Armbewegung, „ich entsinne mich sehr genau, natürlich, Wolfrath, Doktor Ernst Wolfrath!“ Das Hamletgesicht war ganz Interesse und Verständnis. Wolfrath fühlte sich erleichtert, Werther schien genau orientirt, da bedurfte es keiner langathmigen Erklärungen. Darum sagte er kurz: „Ich möchte um eine Adresse bitten. Als ich die Ehre hatte, die Bekanntschaft von Madame Camarillo zu machen —“

„Aha, die Adresse meiner Frau aha! Ja“ — der Mimen zog die Schultern in die Höhe und sah den Anderen eigenhinnlich an — „ich weiß nicht, ich weiß wirklich nicht, ob Therese — pardon — Madame Camarillo wünscht, daß ich ihre Adresse angebe. Sie schrieb mir neulich, daß Camarillo an Eifersucht leide; ich weiß also wirklich nicht — ich möchte Therese keine Unannehmlichkeiten bereiten.“

„Wieso Unannehmlichkeiten?“ Wolfrath fixirte scharf das verschmitzte Gesicht. „Wenn ich um die Adresse der Tochter bitte, kann doch unmöglich Herr Camarillo Eifersuchtsamwandlungen bekommen.“

„Tochter — der Tochter? Welchen Tochter? Ach so — o —, meiner Tochter?“

„Ich bitte um die Adresse von Fräulein Susanne, von Susanne Werther, mit der ich im Frühjahr in Homburg war. Mein Name ist Wolfrath.“

„Ach so — Wolfrath — hm, ja, Wolfrath!“ Werther hatte augenscheinlich keine Ahnung, er half sich mit einem nervösen Lachen.

In dem Andern flammte es auf; so wenig Interesse hatte der Vater für sein Kind?! Er wußte es genau, Susanne hatte nach Wien oft von ihrem guten Freund geschrieben, mehr als einmal in ihren Briefen seinen Namen genannt. „Sie haben Alles vergessen,“ sagte er rücksichtslos. „Ich bin Susannes Freund. Und Freunde haben oft mehr Interesse wie Angehörige. Ich habe ihr nach Soben geschrieben und den Brief zurückgehalten; ich weiß nicht, wo sie jetzt ist; ich bitte um ihre Adresse.“ Er sprach knapp, das Hamletgesicht war ihm unerträglich.

Dieses verzog sich jetzt, die Hautmaske wurde die von König Lear. „Mein unglückliches Kind,“ stöhnte der Mimen und ließ sich in den nächsten Stuhl fallen — „meine schöne Tochter! Verloren, verloren!“ Die Haarlöcke hing ihm tiefer, schlaffer herunter, er schlug sich mit der Hand vor die Stirn; er war ganz verzweifelter Vater.

Eine Pause entstand, eine Stimmtpause, in der man nur die hohlen Athemzüge des Königs Lear hörte. Wolfrath stand auf. „Wo ist sie jetzt?“ fragte er rauh.

„In Hohen-Sonne, oben im Siebengebirge.“

„Wer ist bei ihr — die Mutter?“

„Augenblicklich — augenblicklich, so viel ich mich entsinne, Niemand — nein, Niemand, nur ihre Dienna, eine vorzügliche Person, wirklich eine ganz vorzügliche Person! Und dann ist der Arzt der Anstalt da, eine Kapazität. — Sie müssen wissen, verehrter Doktor, Hohen-Sonne ist eine Anstalt ersten Ranges.“ Hamlet-Lear wurde nach und nach allgemein menschlicher und lenkte in den gewöhnlichen Konversationsston ein. „Mein Gott, es geschieht ja Alles für das Kind, man thut Alles, was mir irgend zu thun ist. Erst Homburg, dann Baden-Baden, dann Soben, dann die See. Ich war ja sehr für einen Winteraufenthalt an der Riviera oder in Südfrankreich, aber die Professoren in Leyden und Bonn meinten, wir sollten sie nicht mehr so herumschleppen. Und dann war es auch nicht ganz so unbequem für Therese, sie wünschte Camarillo auf der Tournee in die östlichen Provinzen und Anstalt zu begleiten. Im Falle etwas passiert, hat sie es doch bequemer nach Hohen-Sonne als in den Süden.“

Ja, es ist schauerlich, höchst schauerlich!“

Wolfrath wandte sich ab; der letzte theatralische Ton berührte ihn wie ein Schlag in's Gesicht. Er machte eine stumme, dankende Verbeugung, und dann fragte er, schon im Gehen: „Müß sie viel leiden?“

„Jedenfalls — aller Wahrscheinlichkeit nach — es ist doch wohl zum Schluß immer so bei dergleichen Kranken. In Soben besuchte ich sie, da war sie noch außerordentlich munter, eine reizende kleine Fee. In einiger Zeit werde ich sie wohl wieder besuchen. Wissen Sie, verehrter Doktor,“ er feixte, „es ist doppelt schwer für mich. Eine künstlerratur bedarf der Sonne, der Heiterkeit. Ich neige so wie so zur Melancholie, wie Sie ja aus meiner Auffassung verschiedener Rollen gesehen haben werden. Ich muß bei meiner Uebervorsicht Erschütterungen vermeiden. Therese, mit ihrem glücklicheren, sagen wir oberflächlicheren, Temperament macht sich keine Gedanken, sie ist vor der Hand noch ganz sorglos. Wir haben uns in letzter Zeit wieder mehr einander genähert — Ihnen als gutem Freund; des Dankes kann ich das wohl sagen — daher bin ich über ihre Ansicht ganz unterrichtet. Sie glaubt an entschiedene Wiederherstellung der kleinen und hält das ganze Kranksein für etwas mehr oder weniger Laune. Ich wage nicht, dem entgegen zu treten; wozu einen glücklichen Optimismus stören?! Wir tieferen Naturen, wir freilich erweisen des Lebens ganze Größe. Mein unglückliches Kind, meine schöne Tochter! Verloren!“

Er senkte den Kopf auf die Brust und kuckte in den Stühlen ein. Wie ein Gebrochener, doch groß in Selbstbeherrschung, brückte er stumm die Hand des sich Knirschenden. Dann noch einmal der halbgeschlossenen Thür murmelnd: „Leben Sie wohl, verehrter Doktor, verehrter Freund, leben Sie wohl!“

kurzer Tag. Gleiche Sonne. Unten im Thale verschwimmt der Alben schon in einer Dunstschicht, das Auge kann seinem Lauf nicht folgen.

Die Willen von Hohen-Sonne und weiter stromabwärts die Häuser von Königswinter liegen wie verschneet in ihren Gärten, nur ab und zu leuchtet eine grell weiße Mauer, auf die ein schwerer Winter Sonnenstrahl fällt. Drüben von Nolandsee gar nichts zu sehen; die Ferne ist grau.

Nur die Spitzen des Siebengebirges haben noch Licht. Da hebt sich materisch der Drachenfels, heller glänzt dahinter der Delberg, von der Löwenburg-Müne ist nichts zu sehen, sie liegt bedeckt im schneebedeckten Wald, desto deutlicher zeigt sich der moderne massige Bau von Hohen-Sonne. Wie ein Aufschloß, breit gestreckt, mit Thürmen und Altanen liegt die Anstalt, ganz frei, auf vorgelagerter Höhe. Ein breiter, in Serpentina gewundener Fahrweg führt hinauf; ihn überholt ein steiler schmaler Fußpfad, der vom Schnee nicht frei geschüpft ist und sich, kaum erkennbar, von den Häusern im Grund nach oben zieht. Rechts und links Buschwerk und moosige Lehnen. Es ist nicht kalt, die höheren Berge im Hintergrund geben Windschutz, aber es liegt eine traurige Atmosphäre über den Willen, die der Winter nicht ganz ihrer Blätter entkleidet hat. Gelb und braun und zusammengeknüpft hängt noch armes Laub an den Ästen und friert und zittert unter jedem Hauch. Herber Moderduft steigt vom feuchten Boden auf und geht wie eine Nebelwolke vor dem Wanderer her. Eine Schaar Dohlen streicht mit Geträusch aus dem Knieholz; flattert vorans nach dem Schloß und läßt sich dort auf Thürmen und Altanen nieder. Auch auf der Wegtafel: „Stur-Anstalt Hohen-Sonne“ sitzen die schwarzen Vögel; sie recken die Hälse und äugen neugierig dem Wanderer entgegen, der den einsamen Fußpfad hinauffleigt.

Doktor Ernst Wolfrath besuchte seine kleine Freundin Susanne Werther. Zum Neujahrsmorgen hatte er den Brief erhalten, der ihm, mit fremder Handschrift, in einer förmlichen, geschäftlichen Art und Weise ankündigte, daß das gnädige Fräulein sich sehr über die herrlichen Blumen des Herrn Doktors zu Weihnachten gefreut und herzlich danken lasse. So weit „im Auftrag“. Dann Folgendes: „Das Befinden der Patientin lasse leider sehr zu

wünschen übrig trotz der Anwesenheit der Frau Mama. Monsieur de Camarillo werde demnächst eintreffen und an Herrn Werther habe man, auf Verlangen des Arztes, die ungünstige Wendung des Zustandes befehligt.

Mit verbindlicher Empfehlung
ergebenst
Klara Eigenbrod."

So schrieb die Gesellschaftsbame.

Aber da fiel noch aus dem Konvert ein kleiner Zettel, zusammengeknißt wie ein Fibidus, und darauf kaum leserliches Bleistiftgekrigel:

„Prost Neujahr, Dufelchen! Auch ich hoffe was vom neuen Jahr. Sefam, Sefam, thu' dich auf! Wann sehen wir uns wieder?“

So schrieb Susanne.

(Fortsetzung folgt.)

Das Reich der Inkas.

(Eine kulturhistorische Skizze von Heinrich Cunow.)

(Fortsetzung.)

Bei der Ausdehnung des Reichsgebietes genigten indes diese einfachen Verwaltungsmassregeln nicht mehr. Es wurden größere Verwaltungsgebiete hergestellt, indem immer drei bis fünf Stämme — in den meisten Fällen vier — zu einem Verwaltungsrayon vereinigt und über diese so entstandenen Bezirke obere Verwalter, („Tuchrischikuna“) eingesetzt wurden, „Protokonsul und Legaten“, wie die alten spanischen Chronisten sie nennen. Diese Statthalter, zu deren Amt nur hervorragende Mitglieder des Inkastammes ansersehen wurden, waren, wie die Spanier damaliger Zeit sich ausdrückten, „Beaufichtigter von Allen“; sie hatten die Aufsicht über die Garnisonen ihres Rayons, über das Rechtswesen, den Ackerbau, die Wege- und Brückenbauten, die Frohnleistungen der unterworfenen Bevölkerung. Alljährlich im Februar oder Anfang März vor dem Beginn des „Autiprains“, des großen religiösen Sonnenfestes, fanden sie sich in Cuzco ein, legten dort vor den vier Vorstehern der vier Sines, in die das gesammte Inkareich getheilt war, ihre Berichte ab und empfingen ihre Instruktionen. Dann blieben sie noch einige Wochen in der Reichshauptstadt, feierten mit ihrer Verwandtschaft zusammen das heilige Sonnenfest und kehrten auf's Neue auf ihren Posten in den verschiedenen Gegenden zurück.

Nebrigens standen auch während ihrer Abwesenheit von Cuzco die Tuchrischikuna sowohl mit den vier Reichsleitern, als unter einander in stetigem Verkehr. Die Beherrschung und Niederhaltung einer so verschiedenartigen Bevölkerung des Reiches, die weder durch Gemeinsamkeit der Sprache, noch durch gleiche Sitten und Anschauungen enger zusammengehalten wurde, erforderte einerseits die Möglichkeit einer schnellen Truppentkonzentration, um Aufständen bald entgegen treten zu können, andererseits ein fortwährendes Inverbindungbleiben der Statthalter miteinander. Um dies zu erreichen, ließen die Inkas in den verschiedenen Landbeständen große Heerstraßen bauen. Am berühmtesten sind darunter die beiden großen Landstraßen von Cuzco nach Quito geworden, von denen die eine durch die Küstendistrikte, die andere über die Gebirgszüge der Cordilleren führte. Vornehmlich die letztere ist von den ersten spanischen Reisenden viel bewundert worden und noch 1802 erregten ihre Num. — das Stammen Alexander v. Humboldt's. Sie führte über steile Berg Höhen hinweg, und vielfach hatten hier Abgründe ausgefüllt, dort hohe Dämme aufgeschüttet, oder an steilen Felswänden entlang der Weg mit der Hacke im Gestein ausgehauen werden müssen. An einzelnen Stellen, wo die Straße allzu steil aufragende Gehänge überschritt, waren theils durch Auftragung von mit Mörtel vermischten Bruchsteinen, theils durch Einbauen von Stufen bequeme, ungefähr fünfzehn Fuß breite Treppen hergestellt, die hin und wieder von breiten Absätzen zum Ansruchen unterbrochen wurden. In den Seiten der Hauptheerstraßen befanden sich in Abständen von ein, zwei, drei Tagesmärschen große, aus einer Anzahl Gebäude bestehende und mit Mauern umgebene

Massstationen, die gewöhnlich außer den Unterkunfts- haufen mehrere zur Versorgung der Truppen mit Lebensmitteln und Ausrüstungsgegenständen dienende Vorrathsspeicher enthielten. Außerdem war von den Inkas auf den großen Heerstraßen ein Nachrichten- dienst für Regierungszwecke eingerichtet. In bestimmten Abständen, so weit sich aus den schwanken- den Angaben ersehen läßt, acht bis neun Kilometer von einander entfernt, lagen an den Seiten dieser Straßen kleine Post- oder Läuferhäuschen, in denen sich beständig mehrere „Tschaschkuna“ (Läufer) befanden. Hatte ein Statthalter nach Cuzco oder einem seiner Kollegen eine wichtige Mittheilung zu senden, so schickte er einen Boten mit einer münd- lichen Bestellung oder Schriftschuliren (von denen später noch näher gesprochen werden soll) nach der nächsten Läuferstation ab. Von hier lief dann einer der Läufer, so schnell er konnte, nach der nächsten Station, von dieser wieder ein anderer zur dritten und so fort. Auf diese Weise soll es gelungen sein, wichtige Nachrichten in drei Tagen und Nächten über neunzig Leutige Meilen weit zu befördern. Im Fall eines größeren Aufstandes wurden überdies an er- höhten Stellen Signalfeuer angebrannt.

Von einigen älteren spanischen Sittenschilderern ist es so dargestellt worden, als hätte die Inkas zur Ausdehnung ihrer Herrschaft nur allein ihre Herrschucht getrieben. Eine solche Motivierung der Expansionsbestrebungen der Inkas entbehrt natürlich allen Wertes. Erfolgen selbst in den heutigen Kulturstaaten die Kriege nicht zum Zwecke der bloßen Befriedigung eines Machtgelüstes, sondern zum Zwecke der Ausnutzung der besiegten Bevölkerung zu Gunsten der Sieger, so noch mehr auf jener Stufe der Ent- wicklung, auf der das Inkareich stand. Die Macht war für die Inkas nur ein Mittel, die unterworfenen Stämme für sich arbeiten zu lassen, aus ihnen mehr oder minder hohe Tribute herauszupressen. Um das Frohn- und Abgabensystem der Inkas zu verstehen, ist es jedoch nöthig, vorher einen Blick auf die Agrarverfassung der altperuanischen Stämme und auf die Formen ihres Wirtschaftslebens zu werfen.

Wie schon erwähnt, hatte jede Hundert- oder Geschlechtsgemeinschaft ihren besonderen Bezirk, der in den meisten Gegenden „Marka“ genannt wurde: ein Wort, dessen Bedeutung völlig dem deutschen Worte „Markt“ entspricht. In diesem Marktgebiet, das gewöhnlich einige Quadratmeilen umfaßte, hatte sich entweder die Geschlechtsgemeinschaft auf einem einzigen Fleck, d. h. in einem einzigen Dorf nieder- gelassen, oder neben dem Hauptdorf waren eine Reihe kleinerer Nebendörfer und Weiler vorhanden. In ersterem Falle bildete die Hundertschaft zugleich eine Dorfgemeinschaft, und der Hundertschaftsführer war zugleich einziger Dorfschaftsvorsteher; im anderen Falle hatte jedes Dorf seinen eigenen Vorsteher, der aber zu dem Hauptdorf und dessen Leiter, dem Hundertschaftsführer, in einer gewissen Abhängigkeit stand. Welche von diesen beiden Ansiedelungsarten gewählt war, richtete sich nach dem Charakter der Gegend und der Güte des Bodens. Auf frucht- baren, ebenen Boden hatte meist die ganze, aus 500 bis 600 Personen bestehende Geschlechtsgemein- schaft sich in einem Orte beisammen niedergelassen; wo es hingegen an gutem Boden, an Wasser und Weiden fehlte, nöthigte die Stargheit der Natur von selbst zur Zerspaltung in kleine Ansiedelungen. Nach einem einheitlichen Plan an durchgehenden Straßen angelegte Dörfer gab es nur wenige; wo sie zur Zeit der spanischen Invasion vorhanden waren, da reichte ihre Anlage meist nicht in die alte Zeit zurück. Was Tacitus von unseren altgermani- schen Vorfahren berichtet, das gilt auch von den meisten altperuanischen Stämmen; sie liebten nicht eng aneinander gebaute Häuser, Jeder siedelte sich innerhalb des zur Ansiedelung ansersehenen Rayons dort an, wo es ihm paßte, baute sich sein Haus, einen kleinen Stall und legte sich dann einen Gemüsegarten an. So bestand meist das Dorf aus einer Anzahl wirr durcheinander liegender winziger Gehöfte. Die Häuser waren durchweg klein, aus an der Luft getrockneten Ziegeln oder unbehauenen Steinen und Lehm erbaut, mit Holz oder Stroh (Parricragras) gedeckt. Häufig hatten sie nur ein

einziges Gemach, doch waren in einigen Gegenden der bolivianischen Cordilleren große, langgestreckte Familienhäuser in Gebrauch, in denen manchmal über hundert Personen in engster Gemeinschaft zu- sammenlebten: die gesammte Nachkommenschaft eines längst gestorbenen Urahnen.

Jede Dorfschaft schied aus dem Gesammtbesitze der Geschlechtsgemeinschaft einen Theil des rings um das Dorf liegenden Weide- und Ackerlandes aus, das „Tschapatscha“, d. h. „Dorfland“, „Dorflur“; das übrige Land der Marka, besonders die vor- handenen Waldungen, blieben Gemeinbesitz der ganzen Geschlechtsgemeinschaft. Jede Dorfschaft konnte in den Waldändereien so viel Holz schlagen, als ihren Bedürfnissen entsprach und ohne ernstliche Schädigung des Holzbestandes dem Walde entnommen werden konnte. Von dem Ackerlande erhielt nun aber nicht Jeder seinen bestimmten Antheil als Eigenthum zugewiesen; es blieb Gemeinbesitz der ganzen Dorfschaft. Privates Eigenthum des Einzelnen war nur seine Hofstätte und sein Gemüsegarten, und auch diese nur in beschränktem Maße, denn weder konnte er sein kleines Gehöft verkaufen noch an Jemandem vererben, der nicht Mitglied der Hundertschaft war. Alljährlich im Monat Annu- raikiz (von Mitte April bis Mitte Mai) wurde das von der Dorfschaft in Kultur genommene Land, die „Tschakaras“ (Felder), nach der Anzahl der im Dorf vorhandenen Haushaltungen in Ackerlose ge- theilt und dann nach bestimmten, althergebrachten Regeln an die Berechtigten, d. h. an die über 24 Jahre alten Männer, die verheirathet waren und einen eigenen Hausstand führten, zur Anbnutzung über- wiesen. Bei der Vertheilung wurde auf den Kinder- reichthum eines Mannes Rücksicht genommen; auch erhielten meist die Hundertschaftsführer und Dorf- schaftsvorsteher weit größere Antheile, als die ge- wöhnlichen Indianer, manchmal das Vier-, Fünf- fache. Außerdem wurden bestimmte Acker zu „Armen- feldern“ bestimmt, deren Erträge nach der Ernte an die Kranken und Erwerbsunfähigen vertheilt wurden.

Im Monat „Tarpukilisa“ (Ausfaatmonat), Ende Juni, schritt man zur Ausfaat, die gewöhnlich an einem bestimmten, vorher von den erwachsenen Männern der Dorfschaft, den „Saturumakuna“ (Groß-Männern), verabredeten Tag stattfand und durch eine allgemeine Festlichkeit mit feierlichem Ansrusch der Dorfsassen nach den Feldern eingeleitet wurde. Bestellt wurden die Acker nicht derart, daß jeder Einzelne für sich seine Antheile bebaut; die Feldarbeit wurde vielmehr gemeinsam von kleineren Arbeitsgenossenschaften, „Tschunkas“ (Zehnschaften) genannt, verrichtet. Diese „Tschunkas“ waren engere Gemeinschaften im größeren Verband der Hundertschaft, die, wie viele hier nicht näher zu erörternde Eigenschaften beweisen, sich aus früheren Hausgenossenschaften entwickelt hatten. Ihre Angehörigen betrachteten sich als blutsverwandt, hatten, wie die alten Römer, ihre bestimmten Familien- gottheiten, ihre Laren und Penaten, feierten gemeinsam gewisse Ahnen-Erinnerungsfeste und erkannten einen aus ihrer Mitte als Leiter und Patriarchen ihrer Genossenschaft an. Der Reihe nach bebauten diese Gemeinschaften die Antheile ihrer Mitglieder, wobei die Frauen und Kinder fleißig helfen mußten, und ebenso brachte man die Ernte gemeinsam ein; doch vertheilten nicht etwa die Genossenschaften die Erträge unter sich; Jeder erhielt, was auf seinem Landantheil gewachsen war.

Das gilt natürlich nur für jene peruanischen Distrikte, wo der Ackerbau eine wichtige Rolle spielte. Der Mais, die Hauptfrucht der Peruaner, verlangt bekanntlich nicht nur Wärme, sondern auch feuchten Boden, ebenso kommt auch die Baumwolle und Batate nur in warmen Gegenden fort, in Mittel- und Nord- Peru nur etwa bis zu einer Höhengrenze von zwei- tausendfünfhundert Fuß über dem Meerespiegel. Daraus ergibt sich von selbst, daß in den höheren Gebirgsgegenden der Landbau nicht von Bedeutung sein konnte. Er beschränkte sich dort auf den Anbau einiger Sträucherarten, die meist nur in dem beim Hause gelegenen kleinen Gemüsegarten gezogen wurden, vor- nehmlich auf den Anbau von „Yapas“, einer Kartoffel- art, und der Quinoa (Reismelde), die selbst noch in einer Höhe von zwölftausend Fuß recht gut gedeiht.

un
un
wi
in
ne
abe
ein

berl

Cap
schen
3 e h
zug-
dies
statt

Dafür blühte in diesen Regionen die Lamas- und Paozucht, für welche die Hochebenen der Anden theilweise vortreffliche Weideplätze darboten. Auch die Viehzucht wurde, jedoch gemeinschaftlich, betrieben. Ein Theil der Lamas befand sich allerdings im Privatbesitz — gewöhnlich hatte der einzelne Großmann drei bis fünf — aber daneben waren durchweg große Dorfschaftsheerden vorhanden, die der ganzen Gemeinde gehörten und nicht unter die Einzelnen vertheilt werden durften. In bestimmten Zeiten wurde ein Theil dieser Heerden getödtet und das Fleisch unter die Familien des Dorfes nach deren Größe vertheilt; ebenso verfuhr man mit der von den Thieren gewonnenen Wolle. Was der einzelne Hatunruna aus Eigenem besaß, kam dabei nicht in Betracht; ob er zwei, fünf oder acht Lamas in eigenen Stall stehen hatte, war gleich, Jeder hatte entsprechend der Kopfzahl seiner Familie auf die Gemeintheerden dasselbe Anrecht. Die Folge war, daß sich schon frühzeitig in manchen solcher Gemeinden beträchtliche Reichthumsunterschiede entwickelten, die in den nur Landbau treibenden Distrikten fast unbekannt waren. Fernere Indianer hatten nur ein oder zwei Lamas, reiche manchmal zehn, mächtige Häuptlinge sogar fünfzig bis hundert. Das Fleisch der geschlachteten Thiere wurde nur zum kleineren Theil frisch gegessen, das meiste wurde in Streifen geschnitten und getrocknet.

Im Ganzen führten die Bewohner der höhergelegenen Gegenden, besonders jener Regionen, wo noch der Landbau einigermaßen gute Erträge lieferte, ein weit besseres Leben, als die der heißen, tiefergelegenen Distrikte, da die Bewohner der letzteren, die oft gar keine Lamas hielten, den Bergstämmen gerne im Austausch gegen Wolle, Gewebe und getrocknetes Fleisch einen Theil ihrer Bodenprodukte überließen. So äußert sich z. B. Polo de Ondegardo, der bald nach der spanischen Invasion nach Peru kam und dort jahrzehntelang verschiedene hohen Verwaltungsposten vorstand, folgendermaßen: „Man darf sagen, daß in einem großen Theil des Reiches das Volk nur durch die Heerden erhalten wird. Selbst in den kältesten Regionen kommen diese gut fort. . . Viele Distrikte mißten als unbewohnbar gelten, wenn nicht die Eingeborenen ihre Heerden hätten, denn wenigstens dort Kartoffeln, Quinoa und Uca (eine Krautart der Gattung Oxalis) gewonnen wird, ist es nichts Ungewöhnliches, daß in drei von fünf Jahren die Bewohner ohne Ernten bleiben, und andere Bodenprodukte giebt es dort nicht. Aber infolge ihres Heerdenbesitzes sind sie sogar reicher und können sich besser kleiden als Jene, die in den fruchtbaren Distrikten leben. Sie erfreuen sich der besten Gesundheit, und ihre Ansiedelungen sind volkreicher als jene der warmen Gegenden; ja manchmal sind diese sogar schlechter mit ihren eigenen Bodenzeugnissen versorgt, wie die heerdenbesitzenden Dorfschaften, denn die Lamas werden mit Wolle beladen in die Thäler hinabgeschickt und mit Mais, Pfeffer, Bohnen beladen kehren sie zurück.“

Solcher Art war in den weitaus meisten Gegenden Perus die Ansiedelung, nur in einigen fruchtbaren Flußthälern an der Küste und in einigen wenigen besonders begünstigten Bergthälern gab es städteartige Niederlassungen, in denen mehrere Geschlechterverbände nebeneinander saßen. Auch hier hatte zwar jede Geschlechtergenossenschaft sich gesondert in einem besonderen Stadtquartier niedergelassen, aber diese Quartiere bestanden nicht aus zerstreut liegenden kleinen Gehöften, sondern aus großen Häuserquarrés, die im Inneren einen oder auch mehrere große Höfe enthielten, auf denen sich vielfach ein Brunnen oder größeres Wasserbecken befand. In Mittelperu wurden diese Geschlechterquartiere „Kantschas“ genannt: ein Wort, das von den alten spanischen Linguisten mit „Gehege, Einfriedigung, Hof“ übersetzt wird. Aus derartigen „Kantschas“ bestand das von dem Inkastamm bewohnte innere Cuzco, die Reichshauptstadt, ferner Cajamarca und die städteartigen Niederlassungen der Inkastämme an der nördlichen Küste, besonders in Tschimu (Chimu). In der Bauart wichen allerdings, wie sich noch heute aus den Ruinen ersehen läßt, die Quartiere der Städtanlagen an der Küste wesentlich von den „Kantschas“ der Stadt

Cuzco ab. Während letztere meist aus großen behauenen Steinen aufgeführt waren, sind die Mauern der gewöhnlich ein Rechteck bildenden Stadtquartiere in den Küstengegenden aus Mamposteria (mit Mörtel vermischten Bruchsteinen) oder Adoben errichtet, aber so stark, daß sie fast Festungsmauern gleichen. Im Inneren enthielten sie durchweg einen größeren Platz, mehrere um Höfe gelagerte, mit den Mittelreihen aneinander stoßende kleinere Häuserquarrés, ein Wasserreservoir und häufig einen eine Anzahl gemauerter Grabkammern umschließenden Grabhügel, in der Art, wie er bei den Stilktenstämmen üblich war. Wahrscheinlich ist diese Bauform gewählt worden, um die Städtanlagen gegen feindliche Angriffe zu sichern. Auch in diesen Städten lieferte der Ackerbau die Hauptnahrung; ein städtisches Gewerbeleben, wie wir es zum Beispiel in Deutschland schon im elften und zwölften Jahrhundert vorfinden, war völlig unbekannt; der Unterschied gegenüber den Dorfsiedlungen bestand nur darin, daß die Felderabtheilungen verstreut außerhalb der Stadt lagen.

(Schluß folgt.)

Die Anfänge der Buchdruckerkunst.

Von Paul Hennig.

Unter allen Erfindungen der Kultur des Mittelalters steht unbestritten die Erfindung der Buchdruckerkunst obenan. Das gesammte Geistesleben der Gegenwart basiert auf diesem Fortschritt, durch einen Deutschen herbeigeführt — und doch weiß heute Niemand mit Bestimmtheit zu sagen, wann der große Erfinder geboren wurde und wann er starb. Allerdings glaubt man genügende Gründe zu der Annahme zu haben, daß Johann Gutenberg im letzten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts geboren sei. Demnach wären jetzt etwa fünfshundert Jahre seit seiner Geburt verstrichen, Gründe genug, eine würdige Gedächtnisfeier zu begehen. Eine solche ist seit Jahren in Deutschland angeregt worden und man hat sich dahin geeinigt, am Namenstage Johann Gutenberg's, den 24. Juni, in diesem Jahre große Festlichkeiten zu veranstalten. Vor allem wird sich in Mainz vom 23. bis 26. Juni eine Reihe von großen Festakten abspielen. Straßburg, Frankfurt am Main, Berlin, Leipzig, Stuttgart und zahlreiche andere Hauptpfeststätten der Buchdruckerkunst begehen in dieser Zeit ebenfalls mancherlei Erinnerungsfeiern.

Der gebildete Mensch unseres Zeitalters kann sich kaum noch eine klare Vorstellung von den Umständen machen, wie sie vor der Erfindung der Buchdruckerkunst herrschten. Der ärmste Arbeiter und seine Kinder besitzen heute mindestens einige Dutzend Bücher, täglich liest der Familienvater seine Zeitung, die ihn über die wichtigsten Vorgänge von heute auf dem ganzen Erdenrund unterrichtet. Des heutigen Kulturmenschen gesammter Ideenkreis ist erfüllt von dem, was er durch das gedruckte Wort in seinen Geist aufgenommen hat. Diesen Wissensschatz zu vermehren, bieten ihm heute die Erzeugnisse der Buchdruckerpresse stündlich, ja zu jeder Minute, Gelegenheit. Konnte es je anders sein? fragt man sich. Wäre ein Zustand heute wieder möglich, der dieses geistige Fluidum, dieses heilige Feuer der Erkenntnis entbehren könnte? — Nein! Vor Gutenberg's Erfindung mußten selbst die meisten der Begüterten Bücheransammlungen entbehren, und nur die Reichsten verfügten über eine kleine Anzahl geschriebener Bücher. In Klöstern und an Fürstenthöfen nur gab es vereinzelt größere Bibliotheken, die ein riesiges Kapital repräsentirten. Gehörte doch zur Herstellung eines einzigen geschriebenen Buches der jahrelange Fleiß eines oder mehrerer Schönschreiber.

Wohl haben die Chinesen schon etwa fünfshundert Jahre vor Gutenberg gedruckt. Allein diese Drucke wie auch die vor Gutenberg von Deutschen hergestellten waren Holztafeldrucke, sogenannte Blockbücher. Die Platten derselben bestanden aus Holzschritten, in Langholz mit dem Messer mühsam ge-

schnitten. Mittelfst des ledernen Handballens wurde die hochstehende Schriftzeile eingeschwärzt, darauf legte man das Papier oder Pergament und drückte letzteres mit dem Meißel an die Platte. Freilich wurde das Papier dabei theilweise in die Vertiefungen gedrückt, welche das Bild der Schriftzeichen umgaben und bekam dadurch leicht wellige Flächen. Deshalb pflegte man auch nur eine Seite des Papiers zu bedrucken und klebte je zwei Blatt mit den Rücken zusammen. Eines der verbreitetsten Blockbücher im Mittelalter war die „Armenbibel“, Bibliopauerum, angeblich so benannt, weil sie bestimmt war, den Unbegüterten den Besitz der Bibel zu ermöglichen, in Wirklichkeit aber, weil sie von dem niederen Ordensgeistlichen, den sogenannten pauperes Christi (Arme Christi) bei ihren gottesdienstlichen Handlungen benutzt wurde. Sie enthielt fünfzig Abbildungen in der besten Art der Darstellung, wie sie damals eben nur möglich war. Auch ein Schulbuch, „Donat“ genannt, ist sehr bekannt geworden. Es war dies ein Auszug aus der Sprachlehre des römischen Grammatikers Aelius Donatus. Im Vergleich zu den heutigen Bücherpreisen waren diese Blockbücher noch ungemein theuer, dabei hafteren ihnen viele Textfehler an, auch die Schönheit und Gleichmäßigkeit der Schrift und des Druckes ließen viel zu wünschen übrig.

Im elften Jahrhundert sollen übrigens die Chinesen bereits den Druck mit beweglichen Typen gekannt haben. Man erzählt von einem Schmied Namens Pisching, welcher Wortbilder aus gebranntem Thon hergestellt, zusammengereimt, mit einer leicht flüchtigen Farbe bestrichen, dann Papier aufgelegt und mit einer weichen Bürste überrieben habe. Nach seinem Tode sollen seine Typen verschwunden, seine Denkmalschule in Vergessenheit gerathen sein.

Egypter, Babylonier, Griechen und Römer bedienten sich bereits einzelner Buchstabenstempel zu Inschriftzwecken und die Kinder reicher Römer spielten mit Buchstaben aus Metall und Elfenbein, auf diese Weise das Lesen lernend.

Die Illuminatoren des Mittelalters, welche die verzerrten Anfangsbuchstaben in die Handschriften einzuzichnen und auszumalen hatten, bedienten sich vielfach erhabenen geschnittener Stempel, um die Initialen einzubringen. Nach den Kreuzzügen entstand ein regeres Geistesleben im Abendlande, Universitäten wurden begründet, auch der Handelsverkehr nahm großen Aufschwung. Da genügte die Thätigkeit der Buchschreiber in den Klöstern nicht mehr. Die Formschneiderkunst bildete sich aus, es entstand das Gewerbe der Briefmaler und Briefdrucker, deren Name abgeleitet ist vom lateinischen brevis — kurz und den Hersteller kleiner Schriften bezeichnete. Im 14. Jahrhundert wurden die Spielarten eingeführt und die Kartenmacher durch die Geistesfreiheit auch zur Herstellung von Heiligenbildern bewegt. Später druckten die Formschneider auch Bilderbücher mit Text, Schulbücher und Armenbibeln (das sind die vorstehend erwähnten Blockbücher). Allein die Leistungen konnten weder bezüglich der Güte noch hinsichtlich der Menge den gewaltig gestiegenen geistigen Bedürfnissen genügen. Es mußte ein zweiter Columbus erscheinen, der dem Wissen neue Bahnen eröffnete, es aus der Enge der Klostermauern hinausführte in die Welt der freien Natur, Jedermann zu Nutz und Frommen.

Diese welteröffnende That vollbrachte Johann Gutenberg zu Mainz, indem er Typen goß und mit beweglichen Lettern in der Presse druckte.

Gutenberg entsproß dem alten Mainzer Patriziergeschlechte der Gensfleisch, das seinen Namen nach dem „Hofe zum Gensfleisch“ führte. Das Stammhaus des Erfinders der Typographie ging jedoch schon 1430 in fremden Besitz über und an seiner Stelle wurde später der „Wambolder Hof“ erbaut. Insofern auch dieser ist heute nicht mehr in der ehemaligen Gestalt erhalten, vielmehr 1702 so umgebaut worden, wie er in der Emmeranstraße heute noch besteht. Das Geschlecht gehörte im 14. Jahrhundert zu den angesehensten von Mainz. Gutenberg's Mutter Elsa war eine Tochter von Werner Wyrich zum Gutenberg. Der „Hof zum Gutenberg“ an der Christophkirche gehörte schon 1391 zur Hälfte

der Familie „zum Jungen“ und war Judenerbe, d. h. eines der Häuser vertriebener Juden, welche der Magistrat konfisziert hatte. Seit 1808 war das Gebäude im Besitze der Kasinogesellschaft „Hof zum Gutenberg“, es brannte aber 1894 ab und an dessen Stelle entstanden Privathäuser. Unbekannt ist, ob Gutenberg im Stammhause seiner Mutter oder im Vaterhause, dem „Hofe zum Gensfleisch“ geboren ist. Nach dem Brauche der damaligen Zeit führte Johann neben dem Vatersnamen Gensfleisch den Beinamen zum Gutenberg von seiner Mutter. Sein vollständiger Name lautet also „Johannes Gensfleisch der Junge, genannt zum Gutenberg“. Wie erwähnt, ist auch die Jahreszahl seiner Geburt unbekannt, jedoch gilt es als wahrscheinlich, daß das letzte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts uns den Erfinder der Typographie schenkte.

Gutenberg hat als Sproß einer Patrizierfamilie ohne Zweifel eine gute Erziehung genossen, er empfing seinen Unterricht wahrscheinlich von einem Hausgeistlichen. Gleich einigen anderen mätziger Geschlechtern besaßen die Gensfleisch Münzrecht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der junge Henne Gensfleisch durch die Beobachtung des Münzens im väterlichen Hause Anregung für technische Künste und Fertigkeiten empfing und sich dadurch bewegen ließ, angezogen des schwindenden Wohlstandes der Familie, sich der Goldschmiedekunst als Beruf zuzuwenden.

Graviren, Prägen, Gießen von Metallen sah er im Vaterhause und übte er später als Goldschmied nebst vielen anderen Fertigkeiten und mancherlei besonderen Vortheilen, die sein Geheimniß waren. Nachdem er den Gedanken der Zerlegung der Buchdruck-Druckplatten in einzelne Buchstaben zu beliebiger Zusammenlegung erfaßt hatte, war für ihn die Verwirklichung keine Unmöglichkeit. Er schnitt das Bild jedes einzelnen

Buchstabens des Alphabets erhöht zuerst in Holz, bald in Blei und Zinn, später auf Stahlstempel, härtete die so gewonnene Patrizie (von pater, Vater) und schlug sie in Kupfer vertieft ein. Somit hatte er Matrern (von mater, Mutter) gewonnen, die ihm als Gußform zur Herstellung von Metallbuchstaben dienten. Zum Stempelschnitt benutzte er die schönsten

Handschriften als Vorbilder. Zum Druck diente Gutenberg eine Hebelpresse, wie sie wohl ähnlich beim Münzenprägen in Anwendung waren. Wundernswürdig ist, daß Gutenberg's Erfindergente

Einrichtung von betreffender Werkstatt Gutenberg's wieder, wenn wir hier die Geräthschaften anführen, die vor jetzt hundert Jahren zu einer Schriftgießerei gehörten:



Bei der Feuernte. Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim.

ur
und
wir
in
neu
aber
eine

berm

Pa
schen
z e h
zug-
dies
statt

die Technik der Letternherstellung vom Stempelschnitt zur Matreringewinnung und zum Typenguß, ferner das Segen der Lettern und den Druck so zur Vollendung brachte, daß man im Wesentlichen bis heute vor hundert Jahren in der Schriftgießerei und Druckkunst in gleicher Weise arbeiten konnte wie er. Wir geben daher in den Hauptgrundzügen die

1. Ein Schmelzofen mit Schmelztiegel für das Antimon (regulus), welches dem Letternmetall zugelegt wird.
2. Ein eiserner Topf zum Schmelzen des Bleies und der Zusätze: Antimon, Zinn und Kupfer.
3. Gießlöffel zum Zusammengießen der Metallmasse.

4. Der ummauerte Gießofen. An der hölzernen Tischplatte schöpfen zwei bis drei Schriftgießer mit dem Gießlöffel das Metall aus dem erhitzten Kessel.

5. Die Gießform oder das Gießinstrument. Dasselbe besteht aus zwei Hälften und ist verstellbar.

6. Das Nichtigmaß, ein Winkelmaß aus Messing zur Prüfung, ob die Typen genau rechtwinklig sind.

7. Das Justorium von Messing mit winkeltrechten Wänden, zur Prüfung, ob die Typen die richtige Höhe haben.

8. Der Bescher zur Prüfung, ob die Lettern auf ihrem Schafte genau untereinander hintereinander halten.

9. Ein eiserner, winkeltrechter Mox zur Prüfung des Regels der Typen d. i. des Durchmessers der Lettern, von unten nach oben im Bilde gemessen.

10. Der Bestofshobel, um das Angukende der Typen zu entfernen und die Lettern auf genaue Höhe zu bringen.

11. Eine Normaltype.

12. Der Winkelhaken, ein handliches Kästchen, an zwei Längsseiten offen, bestimmt zur Aufnahme des Letternsages, auch zum Ausmessen der Dicke der Buchstaben.

13. Das Bestofzeug. Zwischen zwei Bretter mit dem Abbruchende nach oben stellt der Schriftgießer die Typen auf, preßt die Bretter zusammen und verwendet in dieser Weise den Bestofshobel zum Abhobeln des Anguktes.

14. Stahlstempel oder Patrizen, mit dem positiven Bilde je eines Buchstabens am stopfende.

15. Matrizen, d. h. Gußformen mit dem vertieften (negativen) Bilde je eines Schriftzeichens.

16. Pinzenstempel, um die Vertiefungen in den Stahlstempeln zu bearbeiten.

Auch das Setzen wurde zu Gutenberg's Zeiten kaum viel anders ausgeübt als durch unsere Großväter und Urgroßväter. Man bediente sich zur ersten Aufnahme des Winkelhakens, zum Festhalten des Mannuskriptes in Gesichtshöhe des Tenakels mit Divisorium (Gabel). Die hölzerne Handpresse, wie sie Gutenberg benutzte, war ebenfalls ganz ähnlich noch im vorigen Jahrhundert im Gebrauch.

Die erste Zeit im Leben Johann Gutenberg's, über welche zuverlässige Nachrichten überliefert sind, ist die seines Aufenthaltes in Straßburg. In Folge von Feinden zwischen den Zünften und den Patriziern von Mainz (1420) zog es Gutenberg's Vater mit vielen Standesgenossen vor, die Stadt zu verlassen. Er nahm seinen jüngeren Sohn Johannes mit sich und ging zuerst nach Eltville, dann nach Straßburg. Später erfolgte eine Versöhnung, um diese Zeit (1430) starb Gutenberg's Vater, der Sohn blieb jedenfalls bis 1444 in Straßburg und betrieb dort neben der Goldschmiedekunst vielerlei mechanische Künste, an deren Verwerthung er Andere gegen Entgelt Theil nehmen ließ. Es sprechen viele Umstände dafür, daß Gutenberg sich schon in Straßburg mit Typendruckversuchen beschäftigte. Im Jahre 1448 vereinigte er sich zum Zwecke der Beschaffung von Be-

triebsmitteln für Druckereiversuche mit dem Mainzer Bürger Johann Faust, dem er die herzustellenden Gerätschaften verpfänden mußte. Faust suchte Gutenberg, nachdem jener das Geheimniß des Letzteren genügend kennen gelernt hatte, durch den jungen Merker Peter Schöffer aus Gernsheim zu ersetzen. Die Ausbeutung der Erfindung mochte Faust nicht genügend ertragreich erschienen sein und er glaubte in seinem künftigen Schwiegersohne Schöffer einen gefügigeren Genossen als in dem selbstbewußten Meister zu finden. Es kam zum Prozeß und zur Verurtheilung Gutenberg's. Schon während des Streites wurde von Faust und Schöffer eine zweite Druckerei eingerichtet. Wahrscheinlich fielen die Gerätschaften Gutenberg's, darunter die kostbaren Pfaltertextypen, der neuen Druckerei zu. So konnte es Faust und Schöffer gelingen, das von Gutenberg vorbereitete herrliche Werk des Pfalteriums 1457 herauszugeben. Stolz verkündete die Schlußschrift der typographischen Musterlesung der Welt, daß Faust und Schöffer es geschaffen, ohne zu erwähnen, daß Gutenberg der Erfinder der neuen Druckkunst sei.

Nachdem es Gutenberg gelungen war, von einem Dr. Hünery neue Betriebskapitalien zu erhalten, druckte er 1460 das Letzte als von ihm herrührend bekannte Werk, das Katholikon.

Von Gutenberg selbst rühren insgesamt folgende Druckwerke her: Donat, Ablassbriefe, die Mahnung wider die Türken, die 42zeilige Bibel, die 36zeilige Bibel und das vorgenannte Katholikon. Sein erstes Hauptwerk und das glänzendste Zeugniß seiner Kunst bleibt für alle Zeiten sein Bibelwerk. Die 42zeilige Bibel entstand in den Jahren 1453—1456. Gegenwärtig existiren davon bekanntermaßen noch 31 Exemplare, ein solches auf Pergament befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Wie hoch im Werthe dieses Buch heute steht, läßt sich aus der Thatfache ermaßen, daß ein unvollständiges einbändiges Pergament-Exemplar im Jahre 1873 für 77 000 Mark versteigert wurde. Für Gutenberg waren übrigens weder die 42zeilige, noch die später erschienene 36zeilige Bibel lukrativ. Von der 36zeiligen Bibel sind heute nur noch 9 Exemplare als vorhanden nachgewiesen.

Das Katholikon ist ein lateinisches Wörterbuch mit Grammatik, von Johannes Valbus 1286 verfaßt. Es umfaßt 373 Folioblätter. Da die Typen hierzu erst hergestellt werden mußten, so erforderte die Vollenbung des Wertes etwa drei Jahre. An Schönheit steht es hinter dem Pfalterium zurück, woran wohl die beschränkten Mittel Gutenberg's die Ursache sein mögen. Man zahlte damals für ein Exemplar einundvierzig Goldgulden, das sind etwa zweihundertachtzig Mark nach heutigem Gelde, zehn Jahre später nur noch dreizehn Goldgulden. Es gingen die Bücherpreise infolge der neuen Erfindung überhaupt rasch herab und zwar bis auf etwa ein Fünftel der Handschriftenpreise.

Als Schüler Gutenberg's, die seine Kunst ausbreiteten, ist außer Peter Schöffer, dem bedeutendsten,

zunächst Johann Mentelin aus Schlettstadt zu nennen. Seines Zeichens Schönschreiber, ist er wohl von Gutenberg veranlaßt worden, von Straßburg nach Mainz zu kommen. Später kehrte er nach Straßburg zurück und soll dort 1460 eine eigene Druckerei befehlen haben. Ein anderer Schüler Gutenberg's ist Albrecht Pfister aus Bamberg, von Haus aus Formschneider. Als Gutenberg sich von Faust trennte, mag Pfister einen Theil der Typen der 36zeiligen Bibel oder Matrizen derselben erworben haben. Er ging nach Bamberg zurück und gründete dort eine eigene Druckerei. Zahlreiche andere Schüler und Gehilfen verbreiteten die neue Kunst bald in vielen Städten Deutschlands, Hollands, Italiens und der Schweiz. Gutenberg aber starb als kurfürstlicher „Hofdienstmann“, indem er eine Gnadenpension vom Kurfürsten Adolf von Nassau bezogen hatte, die ihn sorgenfrei stellte.

Sein Ruhm allein war Gutenberg geblieben und dieser wurde ihm schon zu seinen Lebzeiten von kompetenten Zeitgenossen zuerkannt. Die Echtheit dieser Zeugnisse ist so über jeden Zweifel erhaben, daß alle späteren Versuche, die Erfindung Anderen zuzuschreiben, als verfehlt erscheinen müssen.

So schreibt u. A. Johann Andreas, Bischof von Aleria, 1468 an Papst Paul II.: „Gerade zu Deiner Zeit ist zu den ibrigen Gnadenbeweisen Gottes auch dieses glückliche Geschenk für den christlichen Erdkreis hinzugekommen, daß auch der Vernunft für wenig Geld eine Bibliothek sich erkaufen kann. Oder ist es vielleicht ein geringerer Ruhm Deiner Heiligkeit, daß Bände, die man sonst kaum für hundert Dukaten kaufen konnte, heute für zwanzig und weniger Goldstücke erstanden werden, und nicht wie früher voller Fehler sind? ... Würdig zu preisen und von allen Geschlechtern zu verehren ist in Wahrheit Deutschland, das durch diese Erfindung uns von größtem Nutzen war.“

In den „Annales de Franco“ zum Jahre 1458 heißt es (Paris 1498): „In dieser Zeit wurde die Buchdruckerkunst in der Stadt Mainz erfunden.“

Im Jahre 1832 erging von Mainz aus ein Auftruf in deutscher, französischer und englischer Sprache „An die gebildete Welt“, um das herannahende Säcularfest der Typographie durch Errichtung eines Denkmals für ihren Erfinder würdig zu feiern. Es gingen 1862 Gutenberg ein, Thorwaldsen in Rom aber, der berühmte dänische Bildhauer, übernahm mienigentlich die Modellirung des Denkmals, das in Paris in Erz gegossen wurde. Die feierliche Enthüllung fand am 14. August 1837 mit großer Festlichkeit statt. Die lateinische Inschrift des Denkmals lautet in deutscher Uebersetzung:

„Die Kunst, welche den Griechen verborgen, verborgen den Römern“

„Hat der sündige Geist eines Germanen erdacht. Jetzt, was immer die Alten gewußt und die Neueren wüßten, Wissen sie nicht nur durch sich, sondern durch jegliches Volk.“

Gecil.

Von Johannes Jensen.

In einem Hofe unten an der Föhrde wohnte ein Mann, den sie „Klein-Anton“ nannten. Er war alt und weißhaarig und war nie verheirathet gewesen. Klein-Anton war nämlich eine zögernde und gründliche Natur. Er war oft genug im Freierstaat umhergegangen; im Laufe von vierzig bis fünfzig Jahren war es oft genug geschehen, daß eine Wittve allein in ihrem Hauswesen saß und der Stütze bedurfte. Aber . . .

Kurz nach dem Kriege 1864 war Klein-Anton einem Entschluß so nahe, wie noch nie zuvor. Die Sache war so gut wie gemacht, die Wittve war gesund und reinlich und nichts stand im Wege. Aber der Dorflich lag so weit vom Hof entfernt; man konnte ohne Mühe ein halbes Fuder Torf unterwegs verlieren . . .

Nun ging ein junger Kerl auf dem Hofe, Klein-Anton's Bruderjohn. Er hieß auch Anton.

Vor einigen Jahren war Klein-Anton's Bruder aus Kopenhagen zurückgekommen, wohin er einmal in grauer Vergangenheit gereist war. Es klingt wie ein Märchen. Aber die Bewohner der Halbinsel gaben sich mit Fischelei ab. Bei jedem größeren Hof sieht man auch heute noch ein kleines, einsam liegendes Haus. In alten Zeiten wurden hier von den Bauern Aale in schwerer Menge geräuchert. Damals fischten Alle, so lange sie jung waren, und wenn die jungen Bauernburtschen auf dem Fischefang waren, geschah es, daß ein Unwetter über sie kam, so daß sie fremdes Land aufsuchen mußten. Sie kamen auf diese Weise nach Salling und Thy und mitunter noch weiter fort. Die Fische nach Randers mit geräucherten Aalen thaten das Ihrige — und so war es möglich, daß eine verwegene Natur wie Klein-Anton's Bruder den weiten Blick und unstillbaren Muth erhielt.

Aber nach zwanzig bis dreißig Jahren kam er als ruinirter Mann zurück. Er war in Kopenhagen Hausknecht gewesen, hatte darauf eine Köttereibetriebe und war schließlich Besitzer einer Wirtschaft geworden. Die brachte Geld. Es gab Zeiten, wo Anton's Bruder über schwindelnde Summen verfügte. Aber wie ging es dann?

Ja, als er auf den väterlichen Hof zurück kam, besaß er nichts als einen kleinen Sohn. Und der starke Mann war vom Trunk ausgehöhlt und verbrannt. So war es zugegangen.

Zwei Jahre ging der „Kopenhagener“, wie sie ihn nannten, beim Bruder umher. Er that nie etwas, aber trank heimlich. Sah man ihn, wenn er unten an der Föhrde stand und sich zwecklos vom Wind bewegen ließ, dann wurde die ganze Natur wie zu einem Ausdruck stummen und unheilbaren Unglücks.

Als eines Morgens die Fischer zu ihren Netzen herunter kamen, glaubten sie, daß ein großer und seltener Fisch sich selbst darin gefangen habe. Es war aber der „Kopeshagener“, der an einem Trockenpfahle hing und manseht war.

Klein-Anton gab das Heirathen auf; er ließ seinen Freierstaat im Schrank verstauben, und als der Sohn des Bruders heran wuchs, adoptirte er ihn und machte ihn zum Erben seines Hofes.

Anton, wie er schlecht und recht genannt wurde, war nun einige und zwanzig Jahre, ein großer, kräftiger Kerl mit vorspringender Unterkiefer. Er war ein tüchtiger Arbeiter, sang und rauchte Tabak in den freien Stunden und tummelte sich auf dem Tanzboden bis zum hellen Morgen. Aber er war bei den Leuten nicht eben beliebt; in seinem Wesen lag etwas Schamlosigkeit.

Plötzlich starb Klein-Anton. Und sobald der Bruderjohn den Hof übernommen hatte, ging er auf die Freite.

Aber gleich bei der Ersten, der Cecil, holte er sich ein „Nein“. Na! Anton, der in Manders's Dragoner gewesen war und von einem Kameraden englisch gelernt hatte, sagte „Oh recht“ und steuerte, mit der Peise im Mund, auf die anderen Höfe los. Aber immer erhielt er ein „Nein“ — bis zur äußersten Spitze der Halbinsel hinaus. Und er war doch ein reicher Burfch.

Die Leute dieser Gegend waren nicht ganz wie andere. Die Halbinsel zieht sich in die Höhe hinaus und endet wie eine Sackgasse. Die beiden Familien, die den größten Theil des Grund und Bodens besaßen, hatten hier von Abers her gewohnt und waren durch viele Generationen hindurch Verbindungen eingegangen, so daß eigentlich nur noch ein Geschlecht existirte, obwohl es zwei Familien-namen gab. Einige hießen Madsen und Andere Byrgialfen. Diese Leute waren reich und höflich; sie sagten ihre Meinung scheinbar barsch in's Gesicht; es waren stille und beständige Leute. Aber mitunter konnten sie ganz unerwartet eine scharfe Schwentung machen.

Der Familienzusammenhalt versagte nicht, weil Anton die Schwelle mit modernen Gemüthstheorien betrat. Unter den maimbaren Töchtern wollte ihn Niemand, und die Eltern zwangen sie nicht.

Aber daß Cecil ihn verschmähte, war nicht nur, weil sie ihn nicht leiden konnte — diesen Prahler! Es hatte noch einen Grund. Cecil war Jens Madsen's Tochter. Ein kleines Stück nordwärts lag Kommiss Byrgialfen's großer Hof. Christen, der Sohn des Hofes, und Cecil waren Geschwisterkinder. Beide hatten in aller Heimlichkeit Wohlgefallen an einander. Es bestand zwischen ihnen vielleicht kein ausgesprochenes Einvernehmen, aber Christen und Cecil hatten immer zusammengehalten. In der letzten Zeit mißte sie sich mit Fleiß, und das bedeutete etwas.

Cecil war mehrere Jahre weit und breit berühmt gewesen wegen ihrer Schönheit. Sie war nicht ganz jung mehr — vier- bis fünfundschwanzig. Cecil war groß und dunkel mit blauen Augen, — diese feste, emallemblaue Farbe, die Goethe's Augen gehabt haben sollen. Wenn Cecil bei der Nähtarbeit saß, wogte ihr Busen beinahe bis zum Kinn hinauf, und ihr Athem ging hörbar, sie stöhnte vor Lebensdrang. Dann und wann mußte sie aufspringen und über etwas schallend lachen; sie brauchte einen Grund, um explodiren und vor Lebenslust sprudeln zu können. Im Uebrigen aber war sie eine kalte und etwas abweisende Natur.

Ob Anton um Cecil warb, hatte er zu ver-schiedenen Freunden davon gesprochen und hatte sie mit seinem gewöhnlichen Engros-Freimuth zur Verlobungsfeier eingeladen. Als aber der Ausfall ward, wie er eben wurde, fuhr Anton ein ganzes Fuder von Bauernburschen in die Fährschänke, wo sie tranken, bis sie oben voll waren. Und nach und nach, wie Anton auf den Höfen Abfagen erhielt, trank er immer mehr Kaffeepilafche in der Fährschänke. Die Leute begannen Anstoß daran zu nehmen. Cecil war im Grunde die Schlimmste, wenn es galt, Anton zum Narren zu machen; sie schonte ihn nicht, wenn von ihm die Rede war.

Es wurde schlummer, als das Einvernehmen

zwischen Cecil und Christen Byrgialfen bekannt wurde. Anton begann nun methodisch zu zechen und er fuhr so wild, daß es ein Vergerniß wurde, wie wenn er toll geworden sei. Die beiden rothen Pferde, die Klein-Anton mit Liebe und umsichtiger Sorgfalt herangezogen hatte, waren bereits merklich schimpftr. Anton erwarb sich durch dieses Leben keine Achtung.

Da geschah etwas, das an und für sich unbedeutend war. Eine Häuslerochter bekam ein Kind und bezeichnete Christen Byrgialfen als Vater. Er bekannte und versprach zu zahlen. Die zehn Kronen monatlich thaten Christen weiter keinen Schaden. Auch geredet wurde von der Sache nicht viel. Aber Cecil stellte sich an! Am Sonntag, als Christen, nichts Böses ahnend, zu Jens Madsen kam, begann sie ihn zu schmähren und zu beleidigen. Sie fragte ihn schamlos, ob er nicht bald heirathen solle... Sie sprach von der Häuslerin, indem sie so that, als wüßte sie von der Geschichte nichts... Sie war hübsch, die Dirn... Was für Flüße sie hatte!...

Und Cecil lachte, sie war blaß vor Wuth; sie legte beiden die Karten, während die Anderen, die zugegen waren, kaum wußten, ob sie lachen oder weinen sollten. Es war ein alter Kartenscherz. Man schmirrt eine Reihe von Fragen herunter, und Herzen-As bringt die Antwort.

„Wo treffen sie sich? Am Gang? In der Stube? In der Kammer? Im Bett? Unter'm Bett?“

Cecil richtete es so ein, daß es „unter'm Bett“ wurde und lachte laut auf und brachte die Anderen ebenfalls zum Lachen. Und weiter wahrte Cecil — und lautlose Stille herrschte jetzt im Zimmer — wie sie in ihrer Schiebkarre fahren sollten und wie sie in einem Messigshaus wohnen sollten — sie klüßten sich, sie reißten sich, sie streckelten sich, sie beißen sich!...

Christen Byrgialfen saß verdrossen da und rutschte hin und her auf der Bank, so lange wie die Beschimpfung dauerte. Als aber Cecil zufrieden gestellt und ein letztes Mal überlaut gelacht hatte, stand er auf und ging.

„Du verachtest Deine Fausthandschuhe!“ rief Cecil ihm nach, „Ihre Krathöhlen laust Du wohl nicht bei Dir haben, um Dich daran zu wärmen...“

Von diesem Antritt ward viel gesprochen und er wurde verschiedentlich bemerkt.

Wald darauf geschah es, daß Jens Madsen und Cecil in ihren Sonntagskleibern zu Verwandten fuhren. Sie mußten an der Fähr vorbeifahren und Jens Madsen nahm daher fünf Ferkel mit, um sie bei Gelegenheit abzuliefern.

Grad als sie vor der Wirthshausstür anhielten, wankte Anton, der an Mißgeschick gewohnte Freier — heraus, erblüht und verückt von Alkohol. Als er nun Jens Madsen so ankommen sah mit dem Gestell für Ferkel hinten auf seinem Staatswagen, da war ihm das gerade recht. —

„Fährst Du in die Stadt mit Familie?“ frug er schluckend. „Mir scheint, Deine Kinder sehen recht naekt aus. Und sind sie es nicht, die so quieken?“ „Du sollst nicht naseweis sein,“ sagte Jens Madsen kurz und scharf.

Anton schlug eine Lache auf, so laut wie der Knall einer Büchse, daß es im ganzen Hausflur wiederhallte. Aber darnach wankte er zu den Fuhrwerken hinaus und kroch auf seinen Sitz. Die beiden Bräunen standen da und zitterten ängstlich mit den Beinen.

„Gebt Zeit, ihr Weiden! Wollt ihr stehen!“ Endlich hatte Anton die Bügel zusammen gelesen.

„So!“ Mühsam riß er die Peitsche aus dem Vorderleder herans. Und nun ging es in rasender Eile den Weg entlang.

Jens Madsen knirschte bei dem Anblick mit den Zähnen.

Aber das linke hintere Rad an Anton's Wagen saß schief, oder auch lose — genug, bei der wilden Eile des Wagens sahen die Bewegungen des Rades prächtig aus; es ging aus und ein, hin und her — wie — ein Lahmer, der zu einer Feuersbrunst eilt.

Cecil, die noch nicht hineingegangen war, begann zu lachen, ja, sie krümmte sich förmlich vor Lachen. An der Biegung des Weges lief das unmanteliche Rad von der Achse und rollte wackelnd

in den Graben — und hui lag das ganze Gefährt da wie umgeblasen — Anton schoß im Bogen auf das gepflügte Land hinaus — der Wagen ward seitwärts geschleift.

In Jens Madsen, der dagestanden und sich halbtig geräuspert hatte, kam plötzlich Leben. „Großer Gott!“ Er begann zu laufen.

Aber Cecil lachte noch lauter — plötzlich ward ihr übel, sie wankte nach der Thür. Als sie sich erholt hatte, lachte sie noch eine Weile.

Einige Minuten später trugen Jens Madsen und der Fährmann Anton herein, er hatte sich, auf die gefrorene Erde fallend, gestoßen und war bewußtlos.

Aber als Anton wieder zum Bewußtsein kam, schloß er kluger Weise sofort wieder die Augen und that noch eine Weile, als sei er schwach und ohnmächtig — denn er lag mit dem Kopfe auf Cecil's Knien.

„Wie fährst und rasest Du daher!“ sagte Cecil streng und verweisend, als Anton endlich wieder zu sich kam.

„Was willst Du dazu sagen, Cecil,“ murmelte Anton zerknirscht; „ich darf doch wohl versuchen, meinen Kummer zu lindern. Wenn aber...“

Es wurde nicht weiter darüber gesprochen. Jens Madsen wollte fort. Aber als Anton wieder ganz wohl war und sie bis an den Wagen begleitete, trat Jens Madsen dicht an ihn heran und sagte ihm seine Meinung:

„Meine Schweine sind übrigens gut genug und Du sollst mich nicht beleidigen, das will ich Dir nur sagen. Hebrigen ein ander Mal, dann laust Du...“ Darauf fuhren Vater und Tochter davon.

In der nächsten Zeit kam Christen Byrgialfen zwei Mal zu Jens Madsen und gab gute Worte, um wieder freundschaftlich behandelt zu werden.

Aber Cecil blieb draußen und wollte nicht mit ihm reden.

Als aber Anton zur Oesterzeit erschien und zum zweiten Male in nüchternen und manierlicher Weise um sie warb, gab Cecil ihm ihr Jawort.

Jens Madsen war dagegen. Doch im Frühjahr ward die Verlobung veröffentlicht und die Hochzeit sollte einen Monat später stattfinden. Jens Madsen mußte der Tochter ihren Willen lassen; denn das hatte er immer gemußt.

Nacht Monate nach der Hochzeit bekam Cecil ihr erstes Kind. Als Mädchen war ihr das Athmen oft schwer geworden — eine Art Asthma — aber jetzt spürte sie davon nichts mehr.

Am Hochzeitstage war Anton betrunken. Und später wurden die Zwischenräume, in denen er nüchtern war, kürzer und kürzer. Zugleich wurde er mehr und mehr auf das Fahren erpicht; in weniger als einem Monate fuhr er ein paar Pferde zu Schanden. Er und Cecil fuhren fast alle Tage unher, sie warfen mehr als einmal um und erregten großes Vergerniß. Anton's brutales Wesen kam so recht zum Vorschein — bei den Festgelagen geberdete er sich derart und that großprahlerisch, daß sich Alle feinetwegen schämen mußten. Er war wie ein Fass, aus dem der Zapfen geschlagen ist und das nun überläuft. Männer, die schon bejahrt waren, wurden blaß und roth vor Scham, ihn zu den Thren zählen zu müssen. Aber es war wohl zu merken, woher er stammte, da Wohlstand und Besitz ihm derartig zu Kopf steigen konnten.

Cecil, die stolze und empfindliche Cecil, wie er-trug sie die Schande? — Merkwürdig! Sie hegte ihren Mann noch auf, als wünsche sie, daß er voll-ständig aus dem Gleise kommen möge. Sie nahm ihre Zuflucht zum Lachen, da sie keinen anderen Ausweg wußte. Cecil war liberal mit dabei, und schlug Dinge vor, die noch unmöglicher waren. Ja, natürlich. Das Allerverrückteste.

Aber eines Vormittags, als Anton nach einem nächtlichen Spiel- und Trinkgelage in der Kammer lag, ging Cecil zu ihm hinein und das Gesehe hörte, daß sie zu reden begann. Was sie sagte, verstanden sie nicht, aber man konnte hören, daß sie den Mann zur Rede stellte; es fielen Worte so tonlos und peitschend wie dünne Lederstricken. Lange fuhr die haßerfüllte Stimme fort zu geißeln und zu peitschen — da ertönte ein heiserer Fluch und ein Gepolter,

und man i g wir aber auch in Unbetracht neue Freund aber mögen für eine Unterbrechun vermieden wird.

Zu dem ein Sanktionenwäldchen sehen Finanz da z e h n Jahren am 24. Juli einen Aus- und einen Ein-zug. Einen Auszug, wie er im regen Wechsel, den dies Ministerhaus schon oft erlebt hatte, wieder stattfand: Herr von Scholz verließ die

Januar hat niemand seine Vergangenheit ver-gessen zu machen getrachtet. Die ihn einst auf den Schild erhoben als eine strahlende Leuchte in ihren Reihen, die gerade Liberalen, sind völlig von ihm abgerückt oder er viel-mehr vor i h n e n. Der Abgeordnete Miquel war natürlich als religiös „ungläubiger“ Liberaler in Fragen

In wahrer Freundschaft mit Dir verbunden, ist es mir ein Herzensbedürfnis gewesen, Deinem geliebten Vater die letzte Ehre zu er-weisen. Sein Hinscheiden hat mich tief bewegt, denn ich weiß, daß Dein edler, hochgesinnter Vater, dessen ganzes Leben seinem Lande und dem großen Deutschland gewidmet gewesen, auch mir von Herzen zugethan war.

ein Schrei, ein Geräusch wie von umgestürzten Stühlen . . . Die jungen Leute wurden etwas ganz Innerhörtes in der Gegend. Sie gingen schüchtern um mit Elgenthum und Ansehen. Sagte Anton sieben, dann schlug Cecil vierzehn vor, fuhr er wie ein Verrückter, dann warf sie die Bilgel sogar ganz und gar bei Seite.

Bei einer Tombola, die in einem Nachbarorte abgehalten wurde, nahm Anton für mehr als zweihundert Kronen Nummern. Es war ein herzzerreißender Auftritt. Er war betrunken, die Unterlippe hing herab. Aber neben ihm im Gedränge stand Cecil — und sie kaufte Nummern und Ketten, genau so schnell wie ihr Mann. Sie gewann ein Paar Holzschuhstiefel und that übertrieben vergnügt bei dieser Veranlassung. Starker Schwelch perkte auf ihrer Stirn. Aber Cecil wollte sich nicht bengen — um sie herum standen Bekannte, die vor Jammer ob ihres Anblicks fast in Thränen ausbrachen. Sie konnte die Ehre wohl nicht auf andere Art retten. Aber es war ein fürchterlicher, trauriger Anblick.

Als sie eine schwindselnde, hohe Summe verpielt hatten, bestiegen sie ihren Wagen. Man stapelte die gewonnenen Siebensachen hinten in den Wagen; aber Anton gab ihnen einen Fußtritt, daß sie auf die Erde flogen. Dann ergriff er die Bilgel. Und die Pferde zitterten.

Den Weg hinter! Der Wagen rollte hart und

scharf wie auf einer Diele. Die Fensterscheiben der Häuser, an denen sie vorbeifuhren, zitterten. Im schwarzen, mit Perlen besetzten Mantel sah Cecil an ihres Mannes Seite; in ihren verschlossenen Bligen vermochte Niemand zu lesen.

In anderthalb Jahren brachten Anton und Cecil miteinander den großen, schuldenfreien Besitz durch! Man hielt es kaum für möglich; aber es war doch so.

Jetzt saßen sie eine Zeit lang auf einer Halbhufe und Cecil brachte ihr dreites Kind zur Welt. Und Anton trank, so daß man meinen sollte, er sei total verrückt. Es sah aus, als wolle er seinem Leben ein Ende machen. Es war, als laufe er mit aller Kraft im Dunkeln, weil ihn Jemand aus einem Loch hervorgerufen habe.

Als sie von der Halbhufe fort mußten, verließ Anton Fran und Kinder und reiste nach Stive. Dort war er anfangs Hafnarbeiter; aber später ging es ihm noch schlechter. Für Cecil, die jetzt mit ihren Kindern daheim bei ihrem Vater saß, war das eine kaum zu erragende Schande.

Es war Niemand, der aus Cecil klug werden konnte. War man gutmütig genug, ihr etwas Unangenehmes sagen zu wollen, indem man den Mann, diesen elenden Wicht, anklagte, dann verabreichte sie einem Jüngling eine Ohrfeige und ein böser Blick stach einen mitten ins Gesicht. Und bemitleidete man sie selbst, dann schlug sie ein Gelächter auf,

das einem gewöhnlichen Menschen durch Markt und Wein ging.

Dann eines Tages kehrte Anton zurück. Er war nüchtern; aber das hatte nicht viel zu bedeuten. Er spielte mit den Kindern und weinte klüßlich.

Als Jenseits sich am nächsten Tage energisch räuferte und der Tochter sagte, daß er sie nicht alle beide haben wolle — da antwortete Cecil nichts. Vierzehn Tage später verließ sie das Vaterhaus und bezog ein Häuschen oben auf den Höhen. Hier begann sie zu weben, um den Lebensunterhalt zu verdienen. Ihren Mann hatte sie bei sich und gab ihm, was er brauchte. Anton war zu nichts Nützlichem mehr zu gebrauchen.

So erging es der großmütigen, heiklen Cecil, so ward sie verheiratet und so wollte sie leben, was immer die Leute auch sagen mochten.

Cecil wußte wohl kaum, wie sich Alles zusammengeknüpft hatte. Dieses trostige Herz konnte sich selber nicht. Sie wußte nicht einmal, diese Cecil, daß sie getrost hatte und daß sie noch ferner trotzten würde ein ganzes Leben lang — alles Glück umgebend und wider alle Vernunft. Cecil bedachte nicht, daß die Menschen nur ein Leben haben, sie dachte nicht klar und sie begriff nichts. Aber wurde sie von Jemand verstanden?

Und die Zeit ging. Cecil webte. Ihre Leinwand ward gepriesen; der Einschlag war fest und dicht. —



• • • Sommertag. • • •

**Wir lagen Beide am Wegesrand
Unter Klee und Winden,
Und sahen den Wald, ein blaugraues Band,
Am Horizont verschwunden.**

**Hoch in der Luft eine Lerche sang —
Dann wieder Pappelsäuseln . . .
Ganz hinten ein Haus — daraus drang
Ein Rauch mit zitterndem Kräuseln . . .**

**Um die Lindenblüthen flog
Summend ein Schwarm wilder Bienen.
Vom Feld her, zu uns herüber zog
Der süsse Duft junger Lupinen.**

**Alles dehnte sich ahnungsvoll
Weit in werdender Fülle . . .
Ueber den Wipfeln gährte und schwoll
Rings eine grosse Stille . . .**

**Ein blaues Lüftchen zog über uns her, —
Es hüpfte vor Wonne.
Und über dem Ganzen, ein goldenes Meer,
Lag soviel Sonne . . .** Ludwig Keifen.

Bei der Heuernte. Als der Vater am frühen Morgen vor die Thür trat, verzog sich sein Mund zu einem Schmunzeln. Die Luft voll des starken und wirzigen Duftes, der von dem trocknenden Heu drunten an der Bachwiese aufstieg, am klaren Himmel auch nicht ein Wölkchen, und die Sonne stach schon jetzt: Endlich einmal, nach Jahren, ein richtiges Gewetter! Aber beissen würde man sich müssen; wenn ein Gewitter kam, war der Witterungsumschlag da, und dann konnte man wieder warten, Tage und vielleicht Wochen lang, und erhielt zum Schluß nichts als ausgelegte, fahle Stengel, die keine Kuh freissen mochte . . . Gleich nach dem Frühessen also ging's hinaus. Die Schwaden mußten mit dem Rechen umgeworfen und auseinander gebreitet werden. Das ging wie im Takt: Rch, rch, rch! . . . Rch, rch, rch! Und das Wetter hielt sich. Die Sonne brannte, in der Luft stimmerte es, wer hinzörchte, vernahm aus den dorrenden Blättern leises Knistern. Nach Mittag war's soweit. Während der Mauer die Röhre vor den Leiterwagen spannte, ihnen die breiten Sattelgurte überlegte und ihnen die Strohblätter anmachte, mit denen sie ziehen sollten, haben Sohn und Tochter und ein paar für den Tag angenommene Frauen das jetzt ganz dürre Heu in Haufen geworfen. Der Wagen rollt die kleine Höhe hinab, das Ausladen und Einfahren kann beginnen.

Das ist die Szene, die uns der Schöpfer unseres heutigen Bildes — es ist der bekannte Berliner Theater- und Genre-maler Paul Meyerheim — vorführt: Der Bauer „spielt“ mit der Gabel, der Junge verläßt das Heu gleichmäßig auf den Wagen, das Mädchen harkt nach. Den Juchzieren hat man, um sie ruhig zu halten, einen Arm voll frisches Heu vorgeworfen. Der Künstler hat den Schanplatz nach einer Berggegend Süddeutschlands verlegt. Das zeigt die Tracht der Leute, das Geschir der Thiere, die Bauart des Hofes, der sich auf leichter Höhe an den Wald lehnt. Und ein Kleinbauer ist es, der hier sein Heu einbringt: Er fährt mit Stößen. Das richtige Strohbürgerlein! —

Ueber Spiele und Spielhöhlen in Frankreich zur Zeit des Direktoriums, des Konsulats und des ersten Kaiserreichs bringt Paul Lacroix in einem umfangreichen Werke (Direktorium, Konsulat und Kaiserreich 1795—1815 von Paul Lacroix. Uebersetzung von Oscar Marschall von Diebentz. Leipzig. Verlag von Heinrich Schönde und Karl Günther), das die Sitten und Ansitten des französischen Volkes während der Jahre 1795—1815 schildert, interessante Einzelheiten. Während laut Beschluß der konstituierenden Versammlung durch Erlass vom 22. Juli 1791 jede Art von Hazardspiel an Orten, zu denen das Publikum Zutritt hatte, bei strenger Strafe untersagt war, fanden die diesbezüglichen Vorschriften doch nur wenig Beachtung, und bereits im Winter des Jahres 1795 hatte das Spiel wieder eine wahrhaft Schrecken erregende Verbreitung. Spielgesellschaften hatten sich allwärts gebildet. Es wurden in diesen Kreisen, die sich namentlich aus Familien rekrutierten, welche die Revolution zu Grunde gerichtet hatte, alle erdenklichen Glücksspiele gespielt. Heruntergekommene Adlige, die sich wieder in die Höhe bringen wollten, wagten oft den Rest ihrer Habe, um durch Glück im Spiel wieder mühelos emporzukommen. Die Privathäuser, in denen sich diese Spielhöhlen befanden, gehörten zu den verdächtigsten Spielorten, die wohl niemals erlösch haben; ungewiß wurde kein Spieler herausgelassen: entweder verlor er, oder es wurde ihm sein Gewinn in falschem oder minderwertigem Gelde herausgezahlt, oder es erschienen schließlich gar, wenn das Spiel im lebhaften Gange war, plötzlich als Polizeibeamte verkleidete Personen, welche alles auf dem Tisch liegende Geld beschlagnahmten. Der Unterschied in den einzelnen Spielhäusern bestand gewöhnlich in der Höhe des als Mindesteinlage festgesetzten Geldes, das zwischen 30 Sous und 5 Louis'or schwankte. Das Vergnügen der Franzosen, namentlich der Pariser, an derartigen Glücksspielen nahm in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts so übermäßig zu, daß vor den Theatern und auf allen öffentlichen Plätzen die Unternehmer Spielstische aufschlugen. Alle Welt theilte sich an diesen Spielen; so erzählt man auch von Bonaparte, daß er, als ihm das Kommando über die italienische Armee übertragen worden war, sich die Mittel für sich und seinen Adjutanten, die die Reise bis zum Kommandoort erforderten, durch Glücksspiel erworben habe. Von den enormen Summen, die in Paris gewonnen oder ver-

loren wurden, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Nach Berechnungen eines Zeitgenossen gab es im Jahre 1797 in Paris mehr als 70 geheime Spiellokale, in denen 500 000 000 Francs eingesetzt und etwa 14 000 000 Francs verloren wurden. Daß durch ein solches Emporwachen des Spielhöhlenwesens die niedrigsten Lebensschichten gewendet wurden, ist selbstverständlich. Alle Versuche, gegen diese Mißstände einzuschreiten, erwiesen sich fast durchwegs als machtlos; nur das Eine wurde erreicht, daß die Zahl der Spielhöhlen erst auf 50 und dann auf 35 sank. Um sich jedoch hierfür zu entschädigen, erhöheten die ständigen Spielbankinhaber die Einsatztarife, wodurch auf der anderen Seite wiederum die weniger Bemittelten immer mehr von den Spielstätten ausgeschlossen wurden. In demselben Verhältnis, in welchem auf diese Art die Zahl der Spieler abnahm, nahm die der Hochspielenden zu und vergrößerten sich auch die Gewinne der Spielbankinhaber, die im Jahre 1803 auf 12 000 000 Francs geschätzt wurden. Eine erste wesentliche Aenderung im Spielwesen trat im Jahre 1804 ein, wo nur einem einzigen Manne die Bankhalterkonzession erteilt und das gesammte Spielwesen der Polizei unterstellt wurde. Man kann sich denken, daß das Beispiel, welches Paris gab, von allen großen Städten in der Provinz nachgeahmt wurde. Durch eine strenge Handhabung der Spielüberwachung verloren die typischen Hazardspiele immer mehr ihren Reiz; an Stelle derselben trat dann auch bald ein neues Hazardspiel: das Lotto oder die Lotterie, die bald, als eine neue und hochwichtige konnente Steuerquelle, in Staatsverwaltung übergenommen wurde. Das Volk fand an der Lotterie Vergnügen, denn die Einsätze waren gewöhnlich sehr gering bemessen und fanden immer im Verhältnis zu den Mitteln der Spieler. Diese letzte Form des Hazardspiels ist heute noch in verschiedenen Ländern Europas als staatliche Einrichtung vorhanden. —

Wozu das Gefluge: „Du habest kein Glück!“ und . . . „das sei dein Geschick!“

Geschick ist nur, wozu du selbst mit eigener Kraft und eigenem Willen die Reihe deiner Tage webst . . . und Glück doch auch nur, was du selber aus deinem Wunsches Tiefe hebst!

Caesar Hatjachen

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Verantwortlicher Redakteur: L. Salomon-Keifen in Berlin. — Druck und Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co. in Hamburg.